

Menschen aus der Ostschweiz erzählen über ihren
Glauben und Begegnungen mit anderen Religionen.
Ein Lesebuch, entstanden im Rahmen der
interreligiösen Dialog- und Aktionswoche IDA 2013



Impressum:

Herausgeber: Kanton St.Gallen, Departement des Innern,
Kompetenzzentrum Integration und Gleichstellung, 2013

Texte: Bernhard Brack

Gestaltung: www.allerart.ch

Die St.Galler Erklärung über das friedliche Zusammenleben der Re- ligionen wird lebendig.

.....
Martin Klöti, Regierungsrat Kanton
St.Gallen, evangelisch

Der Kanton St.Gallen ist dank der Zuwanderung vielfältiger geworden. Menschen unterschiedlicher Sprachen, Religionen und Weltansichten leben und arbeiten miteinander. Das Zusammenleben in dieser Vielfalt ist oft eine Herausforderung, die nur im Dialog gemeistert werden kann. Aufgabe des Staates ist es, die Rahmenbedingungen für diesen Dialog zu schaffen. Zu diesem Zweck wurde im Jahr 2005 vom Kanton St.Gallen, den Landeskirchen und weiteren religiösen Gemeinschaften die interreligiöse Dialog- und Aktionswoche IDA ins Leben gerufen. Doch ohne Spielregeln gelingt kein Dialog. Die im Rahmen der ersten IDA entstandene "St.Galler Erklärung für das Zusammenleben der Religionen und den interreligiösen Dialog" legt diese Spielregeln fest. Das wegweisende Dokument ermuntert dazu, die Vielfalt kennen zu lernen, das Vertraute zu schützen und das Fremde anzuerkennen.

Doch wie leben und erleben die Menschen im Kanton die St.Galler Erklärung? Wir wollten es wissen und sind dieser Frage nachgegangen. In 38 Geschichten erzählen Menschen vielfältiger Herkunft, verschiedener Religionen und unterschiedlichen Alters, was ihnen die eigene Religion bedeutet und was sie in Begegnungen mit Menschen anderer Religionen erlebt und erfahren haben. Damit wird die St.Galler Erklärung lebendig.

Die Geschichten zeigen, wie vielfältig und unterschiedlich die Menschen geprägt sind, auch durch die Religion, in welcher sie aufgewachsen sind. Die einen fühlen sich in ihrer Religion auch im fortgeschrittenen Alter noch zu Hause. Andere haben sich von ihr abgewendet. Allen gemeinsam ist das Bedürfnis nach Geborgenheit und spiritueller Erfahrung. Viele finden das nach wie vor in den Ritualen ihrer angestammten Religion, nicht wenige in der Natur, andere haben sich einer neuen Glaubensrichtung zugewendet. Die Geschichten erzählen davon, wie bereichernd Begegnungen mit Menschen anderer Religionen sind. Es braucht dazu nicht mehr und nicht weniger als Offenheit und die Neugierde, Unvertrautes kennen zu lernen.

Ich wünsche Ihnen eine bereichernde Lektüre der Geschichten zum interreligiösen Dialog.

Es begegnen einander Menschen, nicht Kultu- ren oder Religionen

Dr. Helga Kohler-Spiegel, Professorin für Religionspädagogik, Autorin

„Klar, der stammt ja aus ..., die sind so ...“ „Typisch katholisch / typisch reformiert ...“ „Typisch Männer, typisch Frauen ...“ Wir bedienen Klischees, sie betreffen meist diejenigen, die wir als die anderen bezeichnen. Wir teilen die Welt ein in „einheimisch – fremd“, „männlich – weiblich“, wir unterscheiden Hautfarbe, Nationalität, Religion. Wir vergessen, dass ein gemeinsames Merkmal zwischen Menschen die reale Vielfalt unter diesen Menschen nicht aufhebt. Auch wenn wir alle „einheimisch“ sind, sind wir verschieden, auch wenn wir alle „männlich“ sind, sind wir verschieden. Weil alle Menschen verschieden sind. Solche Kategorien helfen uns zwar die Welt wahrzunehmen und zu strukturieren, sie führen aber sehr oft auch zu Bewertungen, die unsere Wahrnehmung einschränken.

Oh, Entschuldigung – ich habe „wir“ gesagt, obwohl ich ja gar nicht weiss, ob meine Behauptungen für Sie zutreffen. Spannender ist es, statt Behauptungen Erzählungen zu hören, Geschichten zu lesen von dem, was Menschen in der Begegnung zwischen Kulturen und Religionen erleben.

Als Muslim in Jerusalem, nur 250 Meter von der Grabeskirche entfernt aufwachsen ... „Für mich war das eine Bestätigung dafür, dass wir ... uns menschlich als Geschöpfe Gottes begegnen können und dürfen.“

„Es prägt, zu einer Minderheit zu gehören. ... In einem christlichen Gottesdienst fühle ich mich so jüdisch wie sonst nie. ...“

Die St. Galler Erklärung für das Zusammenleben der Religionen und den interreligiösen Dialog macht die Vielfalt im religiösen Bereich im Kanton St. Gallen zum Thema. Bernhard Brack hat Gespräche mit Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Herkunft und Religionszugehörigkeit geführt. Sie erzählen von Begegnungen, Erfahrungen und Haltungen zur eigenen und zu anderen Religionen. Menschen schildern Szenen, die sie erlebt haben, sie geben Einblick in berührende, gelungene, überraschende Begebenheiten und Erkenntnisse. Im Erzählen wird ein Stück Identität sichtbar, wie die jeweilige Person die Situation erlebt und deutet. Als Zuhörer oder ZuhörerIn, als Leserin oder Leser der Geschichten kann ich mit

**«Sicherheit im Umgang
mit Fremdem kann nur
gewinnen, wer das
Unbekannte
kennen lernt.»**

.....
Zitat aus der St.Galler Erklärung

Interesse, mit Überraschung, auch mit Ignoranz oder Ablehnung reagieren, in irgendeiner Weise bin ich durch das Erzählte herausgefordert, mich zu positionieren.

Schön, wenn Geschichten zum Dialog führen, zum Austausch darüber, was bei mir zum Klingen kommt, wenn ich deine Geschichte höre – und umgekehrt.

Martin Buber prägte den Gedanken, dass der Dialog wesensmässig das Moment der Überraschung enthalte, im Dialog kann es auch sein, dass ich mich verändern lasse. Denn Dialog meint, dass auch die andere Person Recht haben könnte. Letztlich aber ist der „Dialog des Lebens“ wichtiger als ein „Dialog der Worte“, wie Stephan Leimgruber sagt. Dies spiegeln auch die von Bernhard Brack gesammelten Erfahrungen von Männern und Frauen aus dem Kanton St. Gallen.

„Letztlich kommt es darauf an, ob ein Mensch Herzenswärme ausstrahlt, ob er, wenn es einem nahen Menschen schlecht geht, ihm die Hand auf die Schultern legt und fragt: Wie geht es dir?“

„In einer Partnerschaft mit einem Muslim erlebte ich den Spagat, den dieser zwischen zwei verschiedenen Kulturen vollbringen musste. Einerseits die aufgeklärte Welt, in der die Homosexualität ihren Platz hat, andererseits, wenn er heimkehrte, das Verbergen derselben vor der Öffentlichkeit.“

Das eigene Leben, die eigene Biografie beinhalten Erfahrungen, die ermöglichen, dass ich mich und dich verstehen kann, dass wir einander begegnen und dadurch ein Stück verändert werden. In unserer Kultur gehören gegenwärtig Religiosität und religiöse Fragen meist in die Privatsphäre des Menschen. Auch die Position, sich keiner Religion oder keiner Konfession verpflichtet zu fühlen, gehört dazu. Ausser bei Konflikten, in denen die Zuordnung zu einer der Konfliktparteien (auch) über die Religionszugehörigkeit oder die Ausprägung der jeweiligen Religion geschieht, ist die Glaubensüberzeugung meist kein gemeinsames Thema: „Was ich glaube, geht niemanden etwas an; was ich glaube, ist meine Privatsache, wie ich meinen Glauben lebe, ebenso.“ Umso wichtiger ist das Erzählen

**«Das Vertraute will
geschützt und das Fremde
anerkannt werden –
beides ist berechtigt.»**

.....
Zitat aus der St.Galler Erklärung

von Begegnungen, von Erfahrungen – denn sie machen deutlich:

Es sind nicht Kulturen oder Religionen, die Beziehungen miteinander aufnehmen, es sind immer Individuen, die das verkörpern, was ihnen wertvoll und wichtig ist. Oder anders gesagt: Es begegnen einander Menschen, nicht Kulturen oder Religionen. Damit sind Vielfalt und Verschiedenheit selbstverständlich. Jede und jeder von uns verkörpert – in Verbindung mit der Zugehörigkeit zu den jeweiligen Gruppen – das Eigene, was der einzelnen Person bedeutsam ist. Wir müssen also so reden lernen, dass diejenigen, die wir als „die anderen“ bezeichnen, bei unserem Reden dabei sein können, dass wir „in deren Angesicht“ reden.

Wir begegnen Menschen einer anderen Religion. Wir begegnen aber zuerst unseren eigenen Bildern, die wir uns „vom anderen“ machen. Bis wir merken, dass ein gemeinsames Merkmal zwischen Menschen die reale Vielfalt unter diesen Menschen nicht aufhebt, dass es nicht „den Muslim“, „den Christen“, „die Jüdin“ ... gibt. So ist die Frage vorrangig und spannend, wie sich die Menschen einer jeweiligen Religion selbst sehen. Wie sieht sich der/die andere selbst? Was ist ihm/ihr wichtig? Wie versteht er/sie die eigene Tradition und die Zukunft, wo sind die eigenen Quellen, wo die Brüche und Widersprüche? Um verstehen zu lernen, wie sich die jeweiligen Menschen selbst sehen, müssen wir immer wieder ins Gespräch, in den Dialog kommen. Ich muss mich für die andere Person interessieren.

Fünf Punkte zur Selbstverpflichtung zählt die St. Galler Erklärung auf, um diesen Dialog wach zu halten und weiterzuentwickeln:

1. Wir verzichten auf Pauschalurteile ...
2. Wir glauben, dass Gott alle achtet
3. Wir treten ein für die Menschenrechte aller ...
4. Unterschiede unter Menschen sind relativ. Wir alle sind Gottes Geschöpfe ...
5. Wir distanzieren uns von jeglichem Extremismus ...

Wie die fünf Finger einer Hand können die Punkte immer wieder vergewärtigt werden. Die Klarheit dieser Selbstverpflichtungen gibt die Verantwortung in die Hand aller, diese auch zu leben. Es würde unser alltägliches Zusammenleben – ohne viel Aufwand – verändern. Vielleicht ist gerade deshalb die St. Galler Erklärung bis heute eine Herausforderung. Lesen Sie diese doch wieder einmal nach. Sie hat nichts an Aktualität verloren, immer noch geht es darum, im Vertrauten so sicher zu sein, dass mich Fremdes nicht erschreckt, sondern neugierig macht und interessiert.

«Wenn ich könnte
gäbe ich jedem Kind
eine Weltkarte ...
Und wenn möglich,
einen Leuchtglobus,
in der Hoffnung,
den Blick des Kindes
aufs Äusserste zu weiten
und in ihm
Interesse und Zuneigung
zu wecken
für alle Völker, ...
alle Sprachen,
alle Religionen!»
*Helder Camara*¹

¹ Camara, Helder: Mach aus mir einen Regenbogen. Mitternächtliche Meditationen, Graz 1981, 77



Ein einziger für alle.

.....
Hisham Maizar, 71 Jahre,
Arzt, Präsident Dachverband der
islamischen Gemeinden der Ost-
schweiz (DIGO), Muslim

Ich bin als zweitjüngstes Kind von zehn Geschwistern in Jerusalem aufgewachsen, nur 250 Meter von der Grabeskirche entfernt. Unser Quartier war sehr durchmischte, nicht einmal dem Namen nach konnte man unterscheiden, ob jemand Christ oder Muslim war. So konnte zum Beispiel Jad-Allah, oder Isa (Jesus) ein Muslim oder ein Christ sein. Die Frage nach dem Unterschied stand nicht im Vordergrund, vielmehr: Was verbindet uns? Und wenn etwas anders war, weckte es die Neugier.

Englisch war ein geachtetes Hauptfach, das ich umso mehr schätzte, als mein ältester Bruder in England studierte. Unsere Lehrer motivierten uns, indem sie uns sagten, wir seien ein geschichtsträchtiges Land, als Schüler sollten wir uns nicht scheuen, die Touristen auf Englisch anzusprechen und ihnen unsere Hilfe anzubieten. Als Kind schon führte ich Touristen durch die Grabeskirche, lernte christliche Symbole kennen und Berührungsängste abbauen. Von meinen Eltern, die praktizierende Muslime waren, aber nicht fanatisch, lernte ich zu fragen: Wie baue ich meine Beziehung zu Gott auf, wie sieht Gott uns Menschen, und wie habe ich den Menschen zu sehen? Ich suchte nach der natürlichen Öffnung zwischen Gott und der Schöpfung und zwischen den Menschen selbst – schliesslich sind wir alle aufeinander angewiesen.

1948, im Jahr der Gründung des Staates Israel, flüchteten wir von Jerusalem nach Hebron, der Geburtsstadt meines Vaters. Ich hatte deshalb ein gespaltenes Bild von den Juden, aber viele, grösstenteils positive Erfahrungen liessen es langsam wieder zusammenwachsen. Zum Beispiel war ein guter Freund meines Vaters während des Mandatregimes in Palästina ein Jude, der ihm mit guten Ratschlägen beistand und sein Geschäft für Schuhmacherutensilien zum Florieren brachte. 1967, nach dem Sechstagekrieg, als die Juden wieder in den östlichen Teil der Altstadt Jerusalems durften, kam ein betagter Mann mit Hut in den Laden meines Vaters. Als er vernahm, dass mein Vater gestorben war, traten ihm Tränen in die Augen.

Der frühe Tod meines Vaters, der an Magenkrebs starb, führte mich zum Medizinstudium, das ich in Heidelberg begann und 1969 in Innsbruck erfolgreich abschloss. Als meine älteste Schwester lange im Wachkoma im

Spital lag, telefonierte ich mit ihrer Tochter und fragte nach, wie sie von den Juden medizinisch behandelt wurde. Ich stellte fest, dass sie in keinem Spital in Europa eine bessere Behandlung bekommen hätte. Die Tochter durfte sogar bei ihr übernachten. Für mich war dies die Bestätigung dafür, dass wir Menschen, trotz – oder vielleicht wegen der Verschiedenheit der Religionen – Sphären erreichen können, in denen wir uns menschlich als Geschöpfe Gottes begegnen können und dürfen. Mein grösster Wunsch im Leben ist, dass die Menschen verschiedenster Religionen zur Erkenntnis gelangen, dass der Schöpfer dieses Universums ein einziger ist für uns alle. Sein Wille ist es, dass wir auf unterschiedlichen Pfaden sowohl zu IHM wie auch zueinander als Menschen finden.

Im Labyrinth einer fremden Kultur

.....
Markus Laib, Leiter Asylzentrum
Thurhof, evangelisch

Vor dem Eingang des Asylzentrums, das ich leite, liegt ein kleiner Garten. Die Abwart-frau, eine religiöse Frau, die sich auch um die Kapelle kümmert, riss an einem Morgen die verwelkenden Primeln aus, um andere Blumen zu pflanzen. Als eine Tibeterin, die dies beobachtete, plötzlich laut zu weinen begann, war sie völlig irritiert: Was ist jetzt los? Bei uns macht man das so. Eine Übersetzerin half bei der Vermittlung. Für die Buddhistin war der Anblick sehr schmerzhaft, weil für sie Blumen fühlende Wesen sind.

Ähnlich erging es einem meiner Freunde, der einen Buddhisten aus Bhutan in die Schweiz einlud. Es war gerade Frühling und überall blühten die Blumen, für ihn das reinste Paradies. Als mein Freund ihm die Schlachthöfe zeigte, meinte er: Ihr habt das Paradies und die Hölle.

Für die Asylsuchenden ist der Einstieg in unser Denksystem mit all seinen Verordnungen, Gesetzen, Auslegungen und Abläufen – von Kanton zu Kanton verschieden – ein Buch mit sieben Siegeln. Wieso bekommt der andere den Status F und ich einen Nichteintretensentscheid? Bezüglich ihrer unterschiedlichen Religionen zeigen sie gegenseitig eine grosse Toleranz. Wir feiern gemeinsam Ostern, Ramadan, ein Bejram- oder ein Weihnachtessen. Schwierigkeiten werden von aussen hereingetragen, von missionierenden Gruppen, welche die Asylsuchenden, die sich an jeden Strohalm klammern, um im Land bleiben zu können, als interessante Zielgruppe entdeckt haben.

In Bezug auf Religion sehe ich teilweise Parallelen zwischen den Menschen aus einer anderen Kultur und mir. Obwohl ich der reformierten Kirche angehöre, sind mir ihre Abläufe, Rituale und die für mich triste Musik eher fremd, und mir fällt es schwer, einen persönlichen Bezug dazu herzustellen. Orte zur inneren Einkehr suche ich daher eher in meinem Garten oder in der Natur.

Ich wohne in der Nähe des Bodensees, der am frühen Morgen oft spiegelglatt ist. An einer Stelle, die ich gut kenne, schwimme ich manchmal hinaus, schwebe über dem Grund, der in dem klaren, ruhigen Wasser tief hinab sichtbar ist, steige auf einen Findling nahe am Ufer und betrachte all

die Blautöne, die sich langsam verändern, höre einen Wasservogel rufen oder sehe einen Fisch aus dem Wasser springen, und empfinde tiefe innere Ruhe.

Oder ich gehe der Thur entlang, manchmal in schnellem Tempo, und lasse meine Gedanken in Fluss kommen: Warum quälen uns in unserem gut funktionierenden Leben so viele Verlustängste und Zukunftssorgen, während manche Asylsuchende auch einen Nichteintretensentscheid gelassen hinnehmen: Inshallah!

Ein faires Angebot

.....
Mann, 50-jährig, lebt in St. Gallen,
Religion unbekannt

Erkan, mein Nachbar, war Muslim. Ich stand kurz vor meiner Erstkommunion. Oft war ich bei ihm zu Besuch. Seine Mutter verwöhnte uns regelmässig mit süssem, klebrigen Blätterteiggebäck oder pudrig gezuckerten

Mandelhonigwürfeln. Ihre Stube war eine mir fremde Welt. Da lagen bestickte Kissen und kleine Decken, über dem Sofa hing ein Wandteppich, der Männer mit Turbanen und Krummsäbeln zeigte. Über der Kommode hingen vergilbte Bilder von prächtigen Moscheen. Darunter standen kostbare Teller, verziert mit glänzenden Ornamenten. In der Mitte, drapiert wie ein Heiligtum, stand ein dickes Buch mit goldenen Lettern und Verzierungen. Dies sei der Koran, die Heilige Schrift der Muslime, erklärte mir die lachende Mutter in einer Sprache, die ich nicht verstand, mich jedoch wie alles hier in diesem Raum in den Bann schlug, von fernen Welten erzählte und mich voll Ehrfurcht und Faszination zurückliess. Dazu erhielten wir in dieser Stube, in der die Vorhänge immer zugezogen waren, jedesmal starken Schwarztee mit viel Zucker.

Draussen im Sandkasten spielten wir Muslime gegen Christen. Jeder von uns hatte seine Heerscharen aufgestellt mit prächtigen Anführern und noch prächtigeren Moscheen und Kirchen, in denen die gottgewollten Siege verdankt und gefeiert wurden. Der Sieger einer Sandkastenschlacht durfte jeweils das Gotteshaus des anderen zerstören. Gewinn und Niederlage wurden in der Regel redlich ausgehandelt, und es war gerechtigkeitshalber üblich, dass wir regelmässig die Heere tauschten, so dass Erkan Anführer der Christen und ich Anführer der Muslime wurde.

Bald wurde mir jedoch das Sakrament der Kommunion zuteil, und zu diesem Zweck wurden alle Novizen meines Jahrgangs und Glaubens an einem schulfreien Mittwochnachmittag zu einem letzten vertiefenden, persönlichen Gespräch mit Religionslehrer und Taufpfarrer in die Kirche eingeladen. Dies im Sinne einer Hauptprobe und letzten katechetischen Prüfung. Ich zögerte lange mit meiner letzten Fürbitte und der Formulierung meines Herzenswunsches an den Herrn Pfarrer und liess meinen Blick ratlos in der mir vertrauten, üppig bebilderten, barocken Kirche herumwandern. Weder der heilige, von Pfeilen durchbohrte Sebastian, noch der

leidende, kreuztragende Jesus auf dem Weg hinauf nach Golgotha oder der geharnischte Engel Michael oben auf der Apsis wollten mir einen Rat eingeben. Nach langem Abwägen sagte ich dann, dass es, wenn es dem Herrn Pfarrer Recht sei, ich nach dem Empfang des Sakraments der Heiligen Kommunion gerne auch Muslim werden möchte.

Ich erinnere mich an eine lang anhaltende Stille, dann – nach etlichem Geräusper – fragte mich der Pfarrer mit leicht angespannter Stimme, ob ich mich denn mit dem Glauben des Islam auseinandergesetzt hätte. Mit Erleichterung erzählte ich ihm darauf die ganze Geschichte meines Freundes und seiner Mutter, der ehrwürdigen Stube mit den fremdartigen und heiligen Kostbarkeiten sowie unseren regelmässigen Religionskriegen im Sandkasten. Nach langem Schweigen und Räuspern hörte ich ihn sagen, ich sollte wissen, dass der Islam und das Christentum eigentlich sehr ähnliche Religionen seien und sogar die gleichen Propheten hätten, dass er mir aber vorschlage, eines nach dem andern zu erledigen. Zuerst soll ich am nächsten Sonntag das Sakrament der Kommunion empfangen, und wenn ich dann etwas älter und freier sei und den Islam noch besser kennen würde, sei es ganz mir überlassen, ob ich lieber zum Islam übertreten möchte.

Dies schien mir ein faires Angebot und mit Erleichterung ging ich nach Hause.

Die gestohlene Zitrone

.....
Susi Crescenti, Leiterin Frauentreff,
evangelisch

Ich bin in einer evangelischen Familie mit vier Geschwistern aufgewachsen. Mein Vater war ein sehr geduldiger Mann und für die damalige Zeit sehr modern: Er lehrte uns „lismen“ und kochen. Der liebe Gott war ein wichtiger Erzieher, er konnte ja alles sehen, was immer wir taten oder dachten. Einmal stahl ich eine Zitrone, versteckte mich im Keller und sagte trotzig: Ich weiss, dass du mich siehst, lieber Gott, aber ich esse jetzt diese Zitrone und sie ist nicht gut.

Von da an begann meine Beziehung zu Gott zu wachsen. Wenn ich tiefe Trauer oder Angst empfinde, fühle ich plötzlich, dass ich nicht allein bin, dass da jemand ist, der mich trägt. Auch bei einem Verlust eines mir nahen Menschen spüre ich, dass ich mit ihm in Verbindung bleibe, dass ich geborgen bin bis in den Tod und durch den Tod hindurch.

Als mein Sohn in der Pubertät war, wollte er mit anderen Jugendlichen draussen am Rhein schlafen. Ich machte mir Sorgen, der Wasserspiegel des Rheins ist unberechenbar. Ich verbot ihm zu gehen, er ging trotzdem! Ein „Stossgebet in den Himmel“ liess mich nicht verzweifeln, ich konnte sogar einschlafen. Ein Geräusch weckte mich, es regnete in Strömen. Dann hörte ich Geflüster in der Stube und am Morgen sah ich, dass Sohn und Schulkameraden in der Stube geschlafen hatten. Gott hilft mir auf anderen Wegen, als ich es erwarte.

Jeden Dienstag treffe ich mich mit einer Gruppe von Migrantinnen, die Deutsch lernen, indem sie über Alltagsthemen reden. Ich staune jeweils, wie wenig sie über ihre eigene Religion wissen, wie allein gelassen sie in religiösen Fragen sind. Wenn ich sie frage, was ihr grosser Traum sei, antworten sie meistens: putzen. Der Druck, der auf ihnen lastet, ist enorm. Sie müssen Arbeit finden, um hier bleiben zu können. Überhaupt ist Druck und die Vorstellung eines strafenden Gottes sehr hemmend für die Beziehung zu Gott.

Die Räume, in denen ich mich aufgehoben und geborgen fühle, tun sich mir überraschend auf, überall auf der Welt. Auf Spaziergängen in den Bergen zum Beispiel, wenn die Weite sich auftut, und die Häuser, auch

mein Haushalt mit all seinen Sorgen, immer kleiner werden, dann kann ich Beklemmendes loslassen. Oder wenn ich immer wieder neue Tiere oder Pflanzen entdecke, wenn ich Wege gehe, von denen ich plötzlich merke, dass ich sie noch nie gegangen bin. Oder wenn ich die verschiedenen Jahreszeiten wahrnehme, die in sich wieder verschieden sind. Es kann aber auch bei mir zu Hause geschehen, wenn ich die Wohnungstüre abschliesse, auf den Balkon sitze und nichts tue. Ich bin „gwundrig“, interessiere mich für den Menschen, und wenn ich Konflikte habe, suche ich nach Kontakten ausserhalb des Konfliktes, die mich häufig weiterbringen.

Du brauchst kein Heiliger zu werden

.....
Franz Kreissl, Leiter Amt für Pastoral und Bildung Bistum St.Gallen,
katholisch

Als Kind wurde mir bis zum Erstkommunionsgottesdienst immer schlecht in der Kirche. Auch später noch einmal, als ich als Ministrant den Bischofsstab halten musste. Von diesem Augenblick an wusste ich, dass ich nie Bischof werden würde!

Bei uns zu Hause waren religiöse Bräuche Teil des Lebens, etwa das Tischgebet oder das Kreuzzeichen vor dem Anschneiden des Brotes, ebenso die Gespräche darüber, zum Beispiel über die Bedeutung des Adventskranzes oder der Krippe. Glauben war für mich eine Selbstverständlichkeit, die ich nicht in Frage stellte.

Während neun Jahren besuchte ich das Erzbischöfliche Studienseminar mit über 180 Jungs. Im ersten Jahr herrschte von acht Uhr abends bis sieben Uhr morgens Silentium. Vieles, was mir zuhause nicht möglich war, wie baden oder Fussball spielen, konnte ich hier tun. Abends las uns der Spiritual Missionsgeschichten vor, die mir, als Buben vom Land, Welten auftaten: Ich lernte Südamerika und Afrika kennen, Urwälder und Wüsten.

Mit meinem Eintritt in die Jugendarbeit begann die Zeit, da ich die Welt verbessern wollte. Die Weltstrukturen sind nicht gerecht, und als Christ habe ich den Auftrag, mich für Gerechtigkeit einzusetzen. Wir organisierten Aktionen – ein Jahr lang zum Beispiel für ein Spital in Kamerun – die von möglichst vielen jungen Menschen getragen werden sollten, begannen deshalb schon am Freitag mit einer Party, an der Musik von Deep Purple und Uriah Heep gespielt wurde, verkauften am Samstag Erdnüsse auf dem Markt und gestalteten am Sonntag den Gottesdienst, je nach Kirche mit Ländlermusik, einem Chor oder einer Rockband. Wir glaubten daran, dass der Mensch die Möglichkeit hat, egal in welcher Situation, etwas zu ändern, indem er mit andern zusammensteht, indem er zusammen mit andern die Situation analysiert und Verbesserungen initiiert. Gleichzeitig wurde mir bei all diesen Aktionen bewusst, dass ich nur etwas ändern kann, wenn ich bereit bin, etwas an mir zu ändern. Zum Beispiel war ich gefürchtet für meine spitze Zunge, verletzte manchmal durch meine Witze. Ich musste lernen, mit der Gabe der Sprache bewusst umzugehen.

Eine Reise durch Israel führte mich zu den Wurzeln des Christentums, und somit auch näher zum Judentum und zum Islam. Wir schliefen in palästinensischen Innenhöfen, assen auf Terrassen und redeten nächtelang miteinander. Dabei verschoben sich die religiösen und kulturellen Unterscheidungslinien, und ich erlebte, dass ich mich einem Andersgläubigen plötzlich näher fühlte als einem Gleichgläubigen.

Ich hatte in meinem Leben das Glück, auf geistliche Lehrer zu stossen, die mir sagten, welche Charismen sie in mir wahrnahmen, was ich gut konnte, ohne ein Interesse, mich auf diese oder jene Weise zu beeinflussen. Sie wollten, dass ich ich werde. Ich brauche kein heiliger Franziskus zu werden, meine Aufgabe ist mein Leben, in der Beziehung zu Gott.

An einem kleinen Ort ein Licht sein

.....
Ruth Gassner, Buchhändlerin,
Methodistin, St.Gallen

Ich war schon als Kind eine Suchende und gelangte früh zur Überzeugung, dass ich einen persönlichen Erlöser brauchte. Jesus ist für mich die Brücke zum Vater. Aber das heisst nicht, dass ich keine anderen Brücken akzeptiere.

Seit mehr als vierzig Jahren arbeite ich in der Vadian-Buchhandlung mit einer Kundschaft vom konservativen bis zum progressiven Flügel. Wenn jemand zum Beispiel findet, eine bestimmte Bibelübersetzung sei des „Teufels“, frage ich ihn, ob er die Ursprache beherrsche, um das so genau beurteilen zu können. Doch der grösste Teil der Kundschaft ist offen und tolerant, und zu vielen Kunden habe ich ein freundschaftliches Verhältnis.

Ich lernte viele Klosterfrauen aus den Konventen der Umgebung kennen, die sich in der Buchhandlung sehr wohl fühlten. Die ersten Blicke, zurückhaltend, scheu, wer ist das wohl? - und manchmal der Gegenbesuch im Kloster, das gemeinsame Singen. Zu einigen entwickelte sich eine freundschaftliche Beziehung, die heute noch besteht. Man schreibt, telefoniert, trifft sich zum Mittagessen. Bei einer Schwester, die ich beim Sterben begleitete, war mir plötzlich, als rief sie mich, und ich liess alles stehen und liegen, um sie zu besuchen. Wenige Stunden später starb sie.

Mein Beziehungsnetz ist langsam über viele Jahre gewachsen. Und damit es wächst, ist es wichtig, die Kunden nicht nur als potentielle Käufer, sondern als Menschen und, ja, als Freunde des Hauses, wahrzunehmen. Das setzt eine Offenheit voraus, die mir überhaupt wichtig ist im Leben.

Mit jüdischen und christlichen Freunden reiste ich nach Jerusalem und feierte in einer kleinen Synagoge das Freudenfest der Tora. Niemand fragte uns: Woher kommt ihr, wer seid ihr? Wir waren herzlich eingeladen mitzufeiern, die Männer tanzten unten miteinander, wir Frauen freuten uns mit ihnen oben auf der Empore.

Am See Genezareth lernte ich in einem Benediktiner-Kloster Bruder Eduard kennen. Er strahlte grosse Freude und Liebe aus. „Ich putze für meinen Heiland die Schuhe, und ich jäte für meinen Heiland das Unkraut im Garten“, sagte er. In der Hingabe sich verlieren und entdecken: Das Göttliche liegt in der Einfachheit. Zu seinem 80. Geburtstag wünschte er sich, einmal in seinem Leben die heilige Stadt Jerusalem zu sehen. Als er zurückkam, strahlte er seelig wie ein Kind vor lauter Glück.

Ich habe Vorbilder in meinem Leben, aber ich lasse mich von ihnen nicht erdrücken. Gott kann auch meine Talente gebrauchen. Ich versuche Brücken zu schlagen zwischen den Menschen, und sei es mit einem Grüezi, einem Lächeln oder einem Dankeschön. An einem unscheinbaren Orten ein Licht sein: Es ist ein Geheimnis, dass im Kleinen, Unscheinbaren auch das ganz Besondere liegt.

Denken, was weit weg ist

.....
Thomas Scheitlin, Stadtpräsident
St. Gallen, evangelisch

Ich bin in einem evangelischen Haus aufgewachsen und erlebte die Religion als Bestandteil unseres Lebens. Ab und zu begleiteten wir unseren Vater in die Kirche, manchmal kam die Mutter mit, aber es war

nie ein Muss, wir durften uns frei entscheiden. Diese Toleranz, diese Offenheit ist für mich ganz wichtig gewesen.

Heute gehe ich sehr selten in die Kirche. Bei Lebensübergängen wie Taufe, Hochzeit oder Beerdigung ist mir vor allem die Gemeinschaft wichtig, nicht die religiösen Rituale. Mutter zum Beispiel wünschte sich für ihre Beerdigung ein fröhliches Musikstück, eine Fröhlichkeit, die mir manchmal in der Kirche fehlt. Wenn der Pfarrer fragte: „Wie geht es Ihnen?“, dann in suggestivem Unterton, dass es einem schlecht gehen müsse. Oder wenn jemand für etwas betete, tat er dies oft, weil es ihm schlecht ging. Die Kirche hatte für mich den Anstrich von etwas Schwerem, Einengendem, Bedrückendem.

In der Zusammenarbeit mit kirchlichen Vertretern erlebe ich heute eine grosse Offenheit und Toleranz. Am 1. August zum Beispiel, den wir in St. Gallen mit einem gemeinsamen Gottesdienst feiern, staune ich über den Respekt und die Offenheit, die die verschiedenen Religionsgemeinschaften einander entgegenbringen. Auch bei den Diskussionen über das neue Bestattungsreglement: Einerseits ist es Andersgläubigen bewusst, dass sie hier in einem christlichen Kontext leben und deshalb Anpassungen von ihnen verlangt werden, andererseits sollen sie ihre eigenen Rituale feiern dürfen.

Kirchliche Räume strahlen für mich etwas Besonderes aus. Ihre Offenheit und Grosszügigkeit lösen in mir einen Wow-Effekt aus, ob ich nun eine Moschee in Istanbul betrete oder die Kathedrale in St. Gallen. Wenn ich dann in solchen Räumen schöne Musik höre, öffnen sich mir emotionale Räume.

Meine Kraftquelle ist die Natur. Steht ein schwieriger Entscheid an, gehe ich auf den Freudenberg, schaue in die Weite, über die Grenzen hinaus, lasse die Gedanken schweifen, lasse sie denken, was weit weg ist, und wenn ich meine Blicke wieder einhole und auf die Stadt schaue, fühle ich mich mit meinen Wurzeln verbunden.

Banane bleibt Banane

.....
Jirasa Allenspach, Buddhistin

Mit fünfundzwanzig Jahren, als ich in Thailand bei einer Bank arbeitete, trieb mich die Frage um: Gibt es eine Möglichkeit, die Probleme mit sich selbst zu lösen und selbstständig zu werden? Kein Glaube, sondern Fakten, die mir einen Weg aufzeigen?

Ich nahm fünfzig Tage Ferien und ging in einen Retreat in Nordthailand. Wir standen um vier Uhr auf, beteten und meditierten und nahmen zwei Mahlzeiten pro Tag zu uns. Sonst nichts, kein Fernseher, kein Radio, Schweigen den ganzen Tag. Im Zimmer befand sich keine Matratze, sondern nur ein Tuch. Die erste Übung bestand darin, sich auf den Atem zu konzentrieren, nur den Atem zu denken. Ich fragte mich, wie das helfen sollte, aber mit der Zeit wurde ich ruhiger, fühlte inneren Frieden.

Nach drei Tagen konnte ich nachts nicht schlafen. Ich hatte Angst. Warum? Ich dachte, es sei die Dunkelheit, zündete ein Licht an, aber ich hatte immer noch Angst. Vielleicht weil jemand durchs Fenster kommen könnte? Ich schloss das Fenster, aber ich hatte immer noch Angst. Tief aus mir trat eine Angst hervor wie ein Geist, und ich sagte hallo, versuchte mit ihm zu sprechen.

Am nächsten Tag wollte ich nach Hause gehen, sprach – zum ersten Mal wieder – mit einer Frau, die mir sagte: Du warst drei Tage hier? Auch ich wollte nach drei Tagen nach Hause gehen und bin jetzt schon einen Monat geblieben.

Nach den Atemübungen und den Gehmeditationen folgten weitere, aber über diese möchte ich nichts erzählen, weil man sich dann ein Bild machen und sich den Weg zu sich selbst versperren würde.

Nach dem Retreat fühlte ich mich ruhig und entspannt, ein Glück, nicht wie von einem guten Essen oder guter Musik, sondern von einem inneren Frieden. Es gibt keine Worte, dieses Gefühl zu beschreiben. Nach einem Monat kam das alte Leben langsam wieder zurück, doch ähnlich wie bei einer Banane, deren Schokoladenüberzug nicht in die Banane dringt, konnten auch meine Gedanken und Gefühle nicht mehr mein Innerstes berühren. Ich akzeptierte die Tatsache, dass alles Leben geboren wird und wieder dahingeht. Was immer wir mit einer Banane kreieren, welche Vorstellungen wir auch immer über sie haben mögen, Banane bleibt Banane, sie keimt, wächst und verschwindet wieder.

Buddhismus ist kein Glaube, sondern eine Wissenschaft. Alles, was Buddha sagte, können wir selbst erfahren.

Jetzt lebe ich mit meinem Mann und unserer Tochter in der Schweiz. Sie soll alles erfahren über das Christentum und den Buddhismus und dann selber entscheiden. Ich respektiere das Christentum wie den Vater eines Freundes, mein Vater aber ist der Buddhismus. Er hat mein Leben durchdrungen, und meine Achtsamkeit wird immer ihm gehören.

Blick ins Herz der Natur

.....
Martin Klöti, Regierungsrat,
evangelisch

Ich erlebte Religion als festen Bestandteil unseres Familienlebens, als verbindendes Element in unserer Familienstruktur. Alleine Weihnachten feierten wir fünfmal: im Wald

mit den Pfadfindern, in der Kirche mit der Sonntagsschule, zuhause mit den Eltern und bei den Grosseltern mütterlicher- und väterlicherseits. Im Dreieck zwischen Familie, Schule und Kirche fühlte ich mich aufgehoben.

Auf meinen Reisen im Ausland, vor allem in Italien, suche ich gerne Kirchen auf, weniger aus religiösem als aus architektonischem und kulturhistorischem Interesse. Die Türe schliesst sich hinter mir und plötzlich verstummt der Autolärm, das Marktgeschrei, spärliches Licht dringt durch die Kirchenfenster, im Hintergrund flackern Kerzen, dort murmelt eine kleine Gruppe, auf Bänken sitzen vereinzelt Menschen, die in sich gehen, und vielleicht spielt sogar jemand Orgel – diese Stille, im Kontrast zum lauten Alltag, diese Stimmung als Ganzes, die im Raum mitschwingt, die berührt mich, nicht der religiöse Hintergrund.

In einer Partnerschaft mit einem Muslim erlebte ich den Spagat, den dieser zwischen zwei verschiedenen Kulturen vollbringen musste. Einerseits die aufgeklärte Welt, in der Homosexualität ihren Platz hat, andererseits, wenn er heimkehrte, das Verbergen derselben vor der Öffentlichkeit. Das ging so weit, dass er sich auch in der Schweiz nicht getraute, sich in der Öffentlichkeit mit mir zu zeigen. Den Respekt, den er dem Islam gegenüber zollte, verlagerte sich dahin, dass er penibel genau darauf schaute, kein Schweinefleisch zu essen und die Verpackungsaufschriften eingehend darauf prüfte. Die Religion spielt gerade für die jüngere Generation eine wichtige Rolle für die Integration. Homosexuelle im islamischen Kontext und anderen streng gläubigen Gemeinschaften leben im Untergrund, dürfen und können sich nicht outen. Hier müsste die Religion helfen und sagen: Wir lassen euch nicht fallen.

Ich glaube, dass da oben jemand ist, der die Fäden zieht. Ich bin ihm dankbar für sein grosses Geschenk, das Leben, und fühle mich meinerseits verpflichtet, etwas damit anzufangen, meine Potentiale auszuschöpfen. Ich bin überzeugt, dass verstorbene Menschen, mit denen ich eine intensive Beziehung hatte, jetzt noch mit mir in Verbindung sind, als stünden sie in einer unerklärlichen Beziehung zu einem Medium, das mich beschützt.

Manchmal rudere ich frühmorgens auf den See hinaus, sehe Zug um Zug die Zivilisation sich entfernen, rieche das Wasser, höre die Kirchenglocken in den Dörfern, ab und zu springt ein Fisch aus dem Wasser, entschwindet mit leisem Glucksen und über mir spannt sich ein Raum auf, in den die Sonne ihre ersten Strahlen schickt. Es entsteht ein Zauber, als schaute ich ins Herz der Natur.

Blumenschiffchen

Sylvia Suter, Leiterin „b'treff“
Bahnhof Bütschwil, katholisch

In meinem Elternhaus wurde die Religion als etwas Selbstverständliches gelebt. Als Kind ging ich regelmässig beichten und genau so, wie mir gesagt worden war, glaubte ich daran, dass ich nachher wieder vollkommen rein sein werde. Einmal nach dem Beichten stand ich auf dem Kirchenplatz und hatte das Gefühl, wieder völlig rein zu sein. Ich hatte wieder alle Chancen, alles stand offen! In einem Leben sammeln sich manche Fehler und Schwierigkeiten an, da finde ich es wichtig, ein Ritual zu haben, das einem hilft, den Rucksack abzulegen. Heute ist der ehrliche Umgang mit mir selbst eine Art Beichte.

Als Jugendliche besuchte ich eine Klosterschule und wohnte im angegliederten Internat. Meine Gotte war dort Lehrerin, und es entwickelte sich eine enge Beziehung zwischen uns. Sollte ich auch ins Kloster gehen? Ich hatte grosse Achtung vor der Haltung der Schwestern, vor ihrem Menschenbild, aber das Leben dort war mir zu geregelt, zu eingengt, wie in einer Wohngemeinschaft, in der die Menschen sich nicht ausgewählt haben und deshalb viele Regeln brauchen. Ich stellte mir mein Leben üppiger vor.

Es begann die Phase der kritischen Auseinandersetzung mit meiner Religion: Übernahm ich sie einfach, weil sie mir vorgelebt worden war, oder hat sie etwas mit mir zu tun? Als Bischof Kurt Vogel zu seiner Beziehung stand, die er mit einer Frau hatte, und auch zum Kind, das sie von ihm erwartete, wurde hart über ihn geurteilt und er musste sein Amt ablegen. Ehrlichkeit wird bestraft, dachte ich mir, da gibt es kein Verständnis dafür, wie das Leben ist. Ich spielte mit dem Gedanken, aus der Kirche auszutreten, aber ich wollte es mir nicht zu einfach machen und ging nochmals über die Bücher. An einer Religion, die so lange überlebt hat, muss doch etwas sein, das sich zu retten lohnt. Ich besuchte Glaubenskurse und war immer mehr fasziniert von der Frage, wie sich der Glaube in die Praxis umsetzen lässt. Mit meiner Aufgabe beim b'treff bin ich im Leben angekommen.

Letzten Sommer reisten ich mit meinen Eltern und Geschwistern nach Sri Lanka, um uns von der Frau meines Bruders das Land zeigen zu lassen. Verschiedene Religionen leben dort auf engstem Raum zusammen. Einmal besuchten wir einen buddhistischen Tempel, in dem Blumenschiffchen

verkauft wurden, die man mit guten Wünschen auf einem Teich schwimmen lassen konnte, der vor einer Buddha-Statue ausgebreitet lag. Meine Schwester war begeistert, doch mir ging das zu schnell: Glaube ich daran, was ich hier tue? Aus Achtung vor der Religion anderer Menschen überprüfte ich, ob ich das Ritual mit den Blumenschiffchen nicht nur als ein Spiel verstand.

Orte der Kraft finde ich in klösterlicher Umgebung, wo viel gebetet wird, wo Menschen intensive Glaubenserfahrungen gemacht haben, wo Heilige, zu ihrer Zeit oft als Aussteiger betrachtet, die sich mit ihrem Ringen an der Grenze zwischen geisteskrank und gesund bewegten, wahrhaftige Formen gefunden haben, ihre Religion zu leben. Und Kraft schöpfe ich auch aus kleinen Glücksmomenten: Wir überlegten uns lange, ob wir an Weihnachten den b'treff öffnen sollten. Würden überhaupt Menschen kommen? Es kamen acht Leute, unter ihnen eine ältere Frau, die den Saum des Tischtuches berührte, und mit den Fingern darüber strich. Es ist schön, sagte sie, dass ich wieder einmal an einem Tisch mit einem weissen Stofftisch Tuch sitzen kann.

Der Rhythmus der Sterne

.....
William House, 80-jährig,
St.Gallen

Ich habe meine Tochter alleine aufgezogen, damals zur Hippiezeit. Wir lebten an einem Strand in Kalifornien mit anderen Aussteigern, die in Wohnwagen, Garagen oder kleinen Hütten wohnten. Wir tranken viel und probierten Rauschgifte, propagierten die freie Liebe, standen nachts um ein Feuer und gaben uns die Hände. Aber meiner Tochter konnte diese Lebensform keinen Halt geben, mir wurde klar, dass ich nicht so bleiben konnte, wie ich war.

Eines Morgens schaute ich aus dem Fenster und sah ein Blau, das man gar nicht sehen kann, das es gar nicht gibt.

Ich fand Arbeit als Gärtner in einer Waldorfschule und konnte manchmal den Kindern beim Malen zuschauen, betrachtete ihre Bilder und dachte: Die malen viel besser als ich. Ich versuchte Fehler zu vertuschen, aufzubessern, übermalte immer wieder, bis im Papier ein Loch entstand. Diese Löcher starrten mich dann an wie ein in der Vergangenheit verpfushtes Leben. Diese Kinder aber malten frei, frisch von der Leber weg, von ihnen konnte ich etwas lernen. So bin ich zur Anthroposophie gekommen.

Anfangs war ich begeistert von der neuen Welt, die sich mir auftat: der Rhythmus der Sterne, die Weltentstehungsgeschichte in Licht und Musik, ja, in allem und jedem steckten überwältigende Erkenntnismöglichkeiten. Mit der Zeit aber merkte ich, wie verführerisch grosse Worte sind. Letztlich kommt es darauf an, ob ein Mensch Herzenswärme ausstrahlt, ob er, wenn es einem nahen Menschen schlecht geht, ihm die Hand auf die Schultern legt und fragt: Wie geht es dir?

Ein leuchtendes Netz

.....
Frau, 70-jährig, katholisch, lebt in
St. Gallen

In meinem vierzehnten Lebensjahr war es, als trete ich im Glauben in andere Räume – und die alten Vorstellungen waren nicht mehr in den neuen Räumen – es waren überhaupt nur noch leere Räume ...

Jetzt – mehr als ein halbes Jahrhundert später, seit ich meinen Glauben wieder praktiziere, ist es mir, als seien die Rituale und Sakramente „durchsichtig“ geworden. Ein wenig so, als könne ich „in die Tiefe sehen“, wo ich früher nur die Oberfläche wahrnehmen konnte.

Mein Glaube ist manchmal wie eine Blume, die sich nachts öffnet. Ich bin fast jede Nacht eine Stunde oder länger wach ... Dann bin ich offen und fühle mich verbunden, mit anderen Menschen, mit dem Weltganzen, mit dem Göttlichen. Und je nach meinem Befinden, fühle ich mich dem Leiden anderer Menschen nahe, ich sehe auf dem ganzen Erdball, wie Menschen leiden. Bald sind es seelische Leiden, bald sehe ich sie in Gefängnissen, in Grossraumbüros, ich sehe sie nach einem Wirbelsturm die Vernichtung ihrer Habe entsetzt betrauern ... oder sich nach einem Partner sehnen ...

Einer meiner Sterne, nach denen ich mich ausrichte, ist Maria, die Mutter der Barmherzigkeit. Darum ist mir auch der Buddhismus mit seinem Konzept des Mitgefühls nahe. Es bestärkt mich in meinem eigenen Glauben, dass auf der anderen Seite des Erdballs sich eine Religion entwickeln konnte, die in vielem dem Christentum ähnlich ist.

Ich denke oft in Bildern – sie entfalten sich nachts, eben wie Blüten ... Bilder helfen mir, sie „locken“ mein Gefühl, und ich verstehe meine eigene Welt besser. So sehe ich die Suchenden und Betenden über den Erdball verteilt, wie funkelnde kleine Punkte, ja eigentlich wie ein leuchtendes Netz, das unaufhörlich vibriert, oder wie eine Lichtwelle, die über den Erdball flutet. Mit Betenden meine ich jeden Menschen, der einen segensreichen Gedanken hat, der Gutes wünscht, um das Gute ringt, um Heilung fleht.

Christus, mein anderer Stern, nährt meine Vorstellung, mich als Teil eines grossen Körpers zu fühlen, rund um den Erdball, eines Körpers, der sich entwickelt, wächst – auch über die Jahrhunderte hinweg – zu einem immer grösser werdenden liebe-vollen Bewusstsein. Ich sehe auch die Kämpfe, die Irrtümer – aber ich konzentriere mich nur auf meine eigene Aufgabe, „die Laterne zu putzen“.

Der weisse Pfau

.....
R. Subramaniyam Ganeshakumar
Velupillai, Präsident Hinduverein
St. Margrethen, Hindu

Der hinduistische Tempel befindet sich in einer ehemaligen Fabrik mitten in der Industriezone, aber das ist kein Problem für uns. Wir trachten danach, das Leben mit den ewigen Werten in Einklang zu bringen,

die das ganze Universum und die Evolution stützen. Dabei spielt der Ort eine untergeordnete Rolle. Die Figuren auf den Altaren erhalten ihre Bedeutung durch die Kraft, die wir in sie hineinbeten und nicht durch ihre Existenz an sich. Es spielt keine Rolle, was für eine Lampe du anzündest, das Licht ist immer das gleiche.

In diesem Tempel habe ich schon wundersame Geschichten erlebt, zum Beispiel jene eines Mannes, der sich im Leben nicht mehr zurecht fand und sehr viel trank. Der Mann wurde krank, und eines Nachts fühlte er einen so starken Druck auf seiner Brust, dass er nicht einmal mehr seine Frau zu Hilfe rufen konnte. Da erschien ihm Gott Murugan, die Verkörperung von Stärke, Wissen, Liebe und Wonne, und plötzlich löste sich der Druck, er fühlte sich aufgehoben und in Frieden. Am nächsten Tag nahm er frei von der Arbeit und ging stattdessen in den Tempel, um zu beten. Plötzlich weinte er und weinte nochmals im Gespräch mit einem spirituellen Führer. Er wollte, sagte er, sein Leben in den Dienst seines Glaubens stellen.

Eine andere Geschichte handelt von einem indischen Ehepaar, das gut verdiente und für eine Familie bereit gewesen wäre, aber einfach keine Kinder bekam. Die Mutter des Mannes besuchte regelmässig den Tempel, wo sie viel betete und ein glückverheissendes Opfer darbrachte. Ihre Gebete wurden erhört, und eines Tages wurde die Schwiegertochter schwanger. Der Mann spendete dann anlässlich eines Gottesdienstes die Opferspeise (Prasadam) für alle Anwesenden.

Jede Handlung, jedes Ritual, hat eine tiefere Bedeutung. Die Flamme zum Beispiel steht für das Wissen, das die schlechten Eigenschaften verbrennt. Der Docht symbolisiert das Ego. Verbrennt auch dieser, geht der Mensch in Licht auf und verbindet sich mit dem Göttlichen.

Das Kandasasdi-Fest feiern wir sechs Tage lang. Am zweiten Tag spielte eine Gruppe von Tamilen Volleyball, als ein weisser Pfau auf das Feld jagte und Schutz vor einer Katze suchte, die ihn verfolgte. Der Pfau ist im Hinduismus als Begleiter des Gottes Murugan ein heiliges Tier, und der weisse Pfau wird besonders verehrt. Die Tamilen hoben ihn auf und brach-

ten ihn zum Tempel. Natürlich verständigten wir auch die Polizei und den Tierschutzbeauftragten der Gemeinde. Da sich aber bislang kein Besitzer gemeldet hat, lebt der weisse Pfau seither bei uns. Damit er nicht alleine ist, haben wir ein weisses Pfauenweibchen sowie ein buntes Pfauenpaar hinzugekauft. Die Pfauen bringen unserem Tempel göttlichen Schutz und Segen.

Ein Blick, ein Ja, ein Fragezeichen

.....
Evelyne Graf, Redaktorin
Pfarreiferum, katholisch

Ich lebte eine Zeitlang in einer internationalen Siedlung, Loppiano hiess der Ort in der Nähe von Florenz. Familien lebten dort und Alleinstehende, Ordensleute und Lehrer, Kinder und Jugendliche, eine buntgemischte Gruppe aus aller Welt: Irland, Deutschland, Italien, Pakistan, Hongkong, Kamerun, auch Menschen aus dem damaligen Jugoslawien, deren Aufenthalt wegen des Kalten Krieges geheim gehalten werden musste. Ich lernte mein Schweizer-Ich mit all seinen Werten – Verlässlichkeit, Pünktlichkeit, Ernsthaftigkeit, ein Wort ist ein Wort – zurückzustellen und ausgelassener Freude freien Lauf zu lassen. Einmal zum Beispiel begann es zu schneien, und die Brasilianerinnen stürzten hinaus und tanzten im Flockengewirbel. Ich entdeckte für mich den Winter neu. Sie hätten den Schnee auf Bildern gesehen, erzählten sie, aber sie hätten gedacht, er fiele als Decke vom Himmel.

Am Morgen arbeitete ich als Näherin – eine Brasilianerin aus einem Slum von Rio de Janeiro war meine Chefin und brachte mir einiges beim Nähen bei! – und am Nachmittag besuchte ich die Schule. Auch in der Kirchengeschichte lernten wir nach dem Grundsatz: Wir gehen nicht weiter, bevor alle alles verstanden haben. Dabei galt es, Missverständnisse zu klären, denn unter „Osten“ zum Beispiel meinten wir Europäer Osteuropa, während die Brasilianerinnen China oder Japan darunter verstanden. Am Wochenende arbeitete ich in einem Verkaufsladen für Holzhandwerk, in dem einmal eine Frau eine „coroncina“ wünschte. Ich leitete vom lateinischen cornu ab, es könnte sich um ein Horn handeln, und zeigte ihr alle Holztiere mit Hörnern. Die Frau schaute verwundert drein, und ich wusste nicht weshalb, bis ein Mann den Laden betrat und mir erklärte, coroncina bedeute Rosenkranz. Die Sprache hat so viele Facetten! Eine Chinesin wollte Deutsch lernen und ich brachte ihr das Wort Mut bei. Wenn immer mir etwas misslang, sagte sie zu mir: Mut! Und noch heute höre ich sie sagen: Mut!

Geborgen fühle ich mich in meiner Wohnung, in meiner Zelle ist mein Zuhause. Da habe ich meine kleinen Orte: dort ein Holzkreuz, da eine Ikone, dort einen Rosenkranz, da ein religiöses Buch, Orte der Wärme und Geborgenheit, wo sich mein Herz aufgehoben fühlt. Ich leuchte die Orte aus, zünde ein Lämpchen an vor einem Bild, lasse den warmen Schein durch die halboffene Türe zu mir dringen, betrachte die flackernde Kerze

oder den Gekreuzigten, der zu lächeln scheint, und es entsteht ein lebendiger Dialog mit Gott, ein Blick, ein Ja, ein Fragezeichen in Seiner offenen Hand, und ich fühle mich tief verbunden mit allen Menschen auf der Welt, denn vor Seinem Antlitz sind wir alle gleich, sind wir alle Betende unter Betenden. Es geschieht, dass ich im Herzen, hinter dem „Vorhang“, hinter der „Wolke“, hinter dem „Himmel“ die Einheit mit Gott und allen Menschen erfahre.

Ein Zweig vor dem Fenster

.....
Samuel Junker, Sozialtherapeut,
Mitglied Kirchenvorsteherschaft,
Präsident Hospizgruppe,
evangelisch

Ich bin in einer Landgemeinde im Kanton Bern aufgewachsen, wo es fast nur Reformierte gab. Von jedem Hof musste wenigstens jemand zur Kirche gehen. In besonderer Erinnerung sind mir die Weih-

nachtsfeiern im Elternhaus meiner Mutter geblieben, an denen wir vierstimmig alte Weihnachtslieder sangen. Wir Kinder warteten ungeduldig, bis die Feier vorbei war, um endlich wieder herumrennen zu dürfen und die Sau rauslassen zu können.

Während der schweren Krankheit meines Vaters sagte eine sehr religiöse Tante zu unserer Mutter, wenn wir recht beten würden, könnte er wieder gesund werden. Von dieser Tante haben meine Eltern zur Hochzeit eine Holztafel mit dem eingebrannten Spruch erhalten: „Der Herr hat Grosses an uns getan, des sind wir fröhlich.“ Diese Tafel hing über dem Ehebett. Meine Mutter hat nach dem Tod unseres Vaters, der mit fünfzig gestorben ist, das Brett mit einem Beil zerhackt und im Stubenofen verbrannt. Das hat uns Kinder sehr beeindruckt.

In einer Ferienkurswoche für Sonntagsschullehrer im Tessin lernte ich Bezüge herstellen zwischen biblischen Geschichten und Lebensbiographien, das Ringen Hiobs zum Beispiel, sein Hadern mit Gott, und auf der anderen Seite das Akzeptieren dessen, was ist.

Im Alters- und Pflegeheim, das ich zusammen mit meiner Frau leitete, sass ich oft am Bett von Sterbenden. Eine Stille, die plötzlich eintrat, eine heilige Ruhe. In mir wuchs das Vertrauen zu etwas, das da ist, ohne dass ich genau weiss, was es ist.

Mit dem christlichen Symbol des gekreuzigten Jesus kann ich nichts anfangen. Da spricht mich der in sich ruhende Buddha oder, wie ich ihn von Korea her kenne, der aufrechte und offene Buddha, viel mehr an, weil sich seine Verinnerlichung nicht über das Leiden zeigt. Auch das Symbol von Yin und Yang ist mir sehr nahe, weil es eine Polarität zum Ausdruck bringt, in der jede Hälfte Teil der anderen ist. Durch die Spannung zwischen verschiedenen Polen entsteht Leben, sie ist der Motor des Lebens, und die Auseinandersetzung mit den Gegensätzen, die Suche nach dem Gleichgewicht – darin besteht für mich der göttliche Plan.

Fast jeden Tag beginne ich mit einer Morgenstille. Mein Blick geht zum Birnenzweig vor dem Fenster, manchmal mit Schnee bedeckt, manchmal

entlaubt oder in Blüte, und zu den Hügeln in stets anderem Licht. Da fühle ich mich oft verbunden mit etwas, das ich göttlich oder heilig nennen könnte. Manchmal gehe ich an eine ganz bestimmte Stelle an der Thur, wo ein grosser Fels im Fluss steht, seitlich der Wasserfall eines Baches herab- rauscht und flussaufwärts der Wasserspiegel ruhig und klar ist. Es kommt vor, dass ich auf Trance-Reisen im All auf eine weisse wolkige Wand stosse, hinter die ich, so wie ich jetzt bin, nicht kommen kann.

Ein Engel ist vorbeispaziert

Brigitte Meyer, 1954, Projektleiterin und Musikerin, Jüdisch

Es prägt, zu einer Minderheit zu gehören. Als Kinder wurden wir angewiesen, uns sofort zu wehren, wenn sich jemand über uns lächerlich machen wollte. An den Feiertagen ging ich in die Synagoge, aber nicht wegen der religiösen Rituale, sondern weil der Männerchor so schön sang.

Am Pessach-Fest feiern wir Juden den Auszug des Volkes Israel aus Ägypten. Ganz bestimmte Geschichten werden gelesen, die von den Qualen der Menschen erzählen und von dem lieben Gott, der sie herausführt. Ein Stuhl wird frei gelassen und ein Gedeck für den Propheten Elia aufgetischt. Als Kinder sind mein Bruder und ich aus der Stube in den Gang gerannt, um nachzuschauen, ob er komme.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich an etwas glaube. Am ehesten daran, dass die Menschheit nicht der Weisheit letzter Schluss ist, insbesondere das Individuum nicht. Allenfalls die Gemeinschaft, die sich in Beziehung zur Natur setzt.

In einem christlichen Gottesdienst fühle ich mich so jüdisch wie sonst nie. Ich sehe all die Menschen um mich herum, die an etwas glauben, was für mich schwer nachvollziehbar ist. Ein Gefühl der Beklemmung erfasst mich, physisch spürbar. Vielleicht hat das mit der unheilvollen Verquickung mit der Verfolgungsgeschichte der Juden zu tun. Sicher auch mit meiner Mühe, die ich mit Institutionen habe, mit welchem religiösen Hintergrund auch immer. Religion heisst ja zurückgebunden sein. An etwas ausserhalb des Individuums zurückgebunden zu sein, finde ich nicht schlecht. Doch können die alten Formen und religiösen Gefässe dies nicht mehr vermitteln, sie sind für mich starr und unbeweglich geworden.

In Japan in Kyoto ging ich einen Tempel und empfand eine hohe Achtung vor dem, was anderen heilig ist. Ich sah jemanden meditieren. Sein Gesicht strahlte eine Stille aus, die mich spüren liess, dass da etwas ist, das über uns hinausgeht.

Manchmal, wenn ich hinter dem Cello sitze, habe ich das Gefühl, eine Saite gehe durch mich hindurch, einerseits am Himmel befestigt, anderseits in der Erde, wie zwei Sphären, die miteinander verbunden sind. Ich bringe die Saite zum Schwingen. Alle Töne sind da und verschwinden wie-

der im Universum. Ich höre sie und schon sind sie wieder weg. Wenn ich mit anderen zusammenspiele macht es manchmal „Klick“ und ich bin in einer Sphäre ohne Worte, ohne Intellekt, und mich erfüllt eine Ahnung, was wir Menschen auch noch sein könnten. In solchen Augenblicken sagen wir: Ein Engel ist vorbeispaziert.

Einsicht ohne Absicht

.....
Linard Michael, 56-jährig, evangelisch, Zen-Praxis

An Sonntagen predigte mein Vater in verschiedenen Bündner Bergdörfern. Als Kind begleitete ich ihn manchmal von Kirche zu Kirche auf schmalen Schleichwegen und besonders im Frühling, wenn Wiesen und Bäume ausschossen, genoss ich die Zeit, die ich alleine mit meinem Vater war und mit ihm reden konnte.

Zuhause erfuhren wir von den Tragödien in unserem Tal: Ein Mann, der in einer Lawine umgekommen war, ein anderer, der beim Rangieren mit Wagen tödlich verunfallte, eine Frau, die sich in einer Kirche erhängte. Vor Beerdigungen bekam mein Vater oft Durchfall. Einmal träumte er, er finde sein schwarzes Kleid nicht, suche danach und stehe unverhofft draussen, in einem weissen Nachthemd, während der Beerdigungszug auf ihn zukomme.

In unserem Dorf befand sich ein Tibeterheim. Mit einem Jungen von dort, der mit mir in die Schule ging, strich ich durch die Wälder. Einmal stiessen wir auf eine Höhle, deren Stirnseite wir erkletterten. Plötzlich rief er: „Pass auf!“ – Da rutschte ich aus und fiel über die Höhle hinweg eine Geröllhalde hinab. Eigenartig war, dass ich mir beim Sturz zuschauen konnte. Ich hatte kaum einen Kratzer abgekriegt, aber das Hemd war zerrissen. Ich legte mir eine Ausrede zurecht, während mich der Junge zum Tibeterheim führte. Da schaute ich staunend in eine andere Welt: Buddhafiguren, Männer, die nähten, Mütter, die sich von ihren Kindern Deutsch übersetzen liessen, Süssigkeiten, die einem die Plomben aus den Zähnen zogen, und der Geruch von Räucherstäbchen.

Kurz vor der Konfirmation sagte mein Vater zu mir: Ich habe dir alles gegeben, was ich weiss, von jetzt an bist du frei. Ich ging nicht mehr in die Kirche und hörte auf zu beten, setzte mich mit den Existenzialisten auseinander, in deren Welt-Verlorenheit ich mich wiederfand, las die Befreiungstheologen, die für Gerechtigkeit kämpften, und stiess schliesslich auf einen Schriftsteller, der mir Zen näher brachte.

Sieben Wochen lang arbeitete und meditierte ich in einem Kloster. Ich erwartete, dass ich meine Müdigkeit überwinden und innere Klarheit finden würde. Du kannst nicht erwarten, in ein paar Tagen eine Müdigkeit abzulegen, die vielleicht von einem ganzen Leben kommt, sagte ein Mönch. Ich meditierte weiter, auch wenn mich Schmerzen plagten, fand

manchmal sogar Freude daran, die Sesshins durchzustehen. Nach sieben Wochen war ich zwar braungebrannt und fühlte mich kraftvoll, aber hatte sich etwas in meinem Leben verändert? Ich entdeckte, dass mein scheinbar absichtsloses Tun eben doch mit einer Absicht verbunden gewesen war. Mir blieb nichts, als den Widerspruch anzunehmen.

Ein Ort der Kraft ist für mich Alicudi, eine kleine Insel in der Nähe von Sizilien. Wegen ihrer Abgeschlossenheit gibt es keine Ablenkung, und unverhofft legt sich die Trübnis inneren Getrieben-Seins. Nur Stille. Und das Licht eines Schiffes auf dem dunklen Meer. Die Sterne ganz nah. Eine Intimität, für die Worte fehlen.

Fenster zu Gott

.....
Vica Mitrovic, Gemeinderat, Präsident Runder Tisch der Religionen, orthodox

Ich bin in Ostserbien, in Ranovac, aufgewachsen, einer ländlichen Gegend in der Nähe der rumänischen und bulgarischen Grenze. Bei Schutzpatronfeierlichkeiten nahm mich Grossmutter jeweils mit in ein naheliegendes Kloster. Nach dem Eintritt ins Kloster küssten wir die Ikonen, die um den Altar hingen. Ich erinnere mich an den Geruch von Weihrauch und an den Gesang, der mir heute noch Heimat ist, wenn ich ihn höre. Während den Feierlichkeiten mussten wir lange stehen, vielleicht anderthalb Stunden, und ich protestierte. Grossmutter wusste, wie mit mir umgehen: „Steh noch ein bisschen“, sagte sie, „dann wirst du das überstehen.“

Vor dem Kloster findet jeweils ein Basar statt. Viele kleine Brötchen werden feilgeboten, jedes Brötchen eine Sprosse der Himmelsleiter. Wir glauben, dass die Toten weiterleben und helfen ihnen, ihren Rhythmus im anderen Leben zu finden, indem wir sieben Jahre lang in regelmässigen Ritualen ihrer gedenken.

Unvergessen sind mir die Worte, die mir Tante Rusalka mit auf den Weg gab, bevor ich in den Westen abreiste: „Die Winde haben eine innere Seite! Deswegen blasen sie manchmal in verschiedenen Farben. Merke es dir. Wenn du dich auf den Weg machst, kannst du dieser inneren Seite nicht gegenüber treten. Deshalb sollst du vom Weg abweichen, wenn du in diese gefärbten Winde geraten solltest.“

Meine Frau und ich konnten während zehn Jahren keine Kinder bekommen. Deshalb bin ich zum serbischen Kloster Chilandar am heiligen Berg Athos in Griechenland gereist. Dort wächst aus dem Grab eines Heiligen des Klosters eine Rebe, die über 800 Jahre alt sein soll. Ich ass drei getrocknete Beeren von diesem Rebstock, und meine Frau wurde schwanger. Unser Sohn ist jetzt siebzehn Jahre alt! Deshalb, wenn jemand mich fragt, ob ich glaube, sage ich: „Ja, ich glaube zu hundert Prozent.“

Mit den Menschen vom Runden Tisch der Religionen fuhren wir nach St. Margrethen, um einen Hindu-Tempel zu besuchen. Wir betraten den Raum mit allen wichtigen Göttern, und ich war völlig überrascht über die lauten Gebete der Gläubigen, denn wir sind uns gewohnt, in der Kirche still zu sein. Da wurde mir bewusst: Es gibt tausend Wege und Formen, um mit Gott zu kommunizieren. Der meine mag für mich der richtige sein, aber er ist nicht der einzige. Wichtig ist die Kommunikation mit Gott, das Fenster zu ihm zu öffnen.

Mit meinem Götti starb Gott

.....
Lara Stoll, Slam-Poetin, Film Studentin an der ZHdK, evangelisch

Als Kind war ich recht gläubig. Ich las in der Kinderbibel, ging in die Sonntagsschule und lauschte mit wachem Interesse den Ge-

schichten aus der Bibel. Woher kommt der Mensch, wie ist er entstanden? Für mich war es logisch, dass es einen Gott gibt, denn sonst wären wir nicht hier. Dieser Glaube half mir bei Konflikten mit meinen Kolleginnen oder beim Streit mit meinen Eltern: Da war ein Gott, der alles zusammenhielt und uns beschützte.

Eines Tages, ich sass mit meiner Mutter in der Küche, erzählte sie mir von der Evolutionstheorie. Ich weiss nicht, weshalb sie es tat, vermutlich dachte sie, es sei an der Zeit, dass auch mein Gottesbild erwachsener werde. Damals war ich fassungslos: Warum hat mir das niemand vorher erzählt? Gottes Thron begann zu wackeln.

Als mein Götti an Krebs erkrankte, war ich überzeugt: Er wird wieder gesund, wenn ich bete. Aber es funktionierte nicht, mein Götti starb und mit ihm starb Gott.

Im Lehrerseminar in Kreuzlingen gehörte fast die Hälfte der Klasse einer Freikirche an. Jede Stunde begann mit Diskussionen über Gott und die Welt. Wenn zum Beispiel ein Dozent von der Steinzeit erzählte, wurde er sofort unterbrochen: Woher wissen Sie das? Irgendwann arrangierten wir uns, konzentrierten uns wieder vermehrt auf den vermittelten Stoff. Im Moment habe ich keine Lust mehr, mich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, es hat keinen Platz mehr, weil es verschwunden ist. Ich würde eigentlich aus der Kirche austreten, aber ich habe das Gefühl, dass meine Mutter und die Kirche etwas verbindet und dieses Band auch etwas mit mir zu tun hat.

Es gibt Erlebnisse, die der Realität enthoben scheinen. Beim Duschen ist mir einmal etwas heruntergefallen, ich weiss nicht mehr warum und wie, aber ich hatte das Gefühl, etwas sei anders als sonst, als hätte dieses Runterfallen symbolischen Charakter. Am nächsten Tag erfuhr ich, dass meine Grossmutter gestorben war, ziemlich genau zu jener Zeit, als ich das Erlebnis in der Dusche hatte.

Kraft tanke ich in Rheinklingen am Rhein, wo ich aufgewachsen bin. An jener Stelle, die ich aufsuche, ist die Strömung besonders stark. Ich lasse den Fluss auf mich wirken, die Natur, die mich umgibt, und spüre dem nach, was sie mit mir macht. Ein kurzer Moment reicht, dann gehe ich wieder meinen Dingen nach.

Plötzlich begann er zu singen

.....
Kathrin Hilber, 62 Jahre, katholisch, ehemalige Regierungsrätin, Mediatorin/Politikberaterin

Ich bin in einem katholischen Milieu aufgewachsen. Zweimal die Woche sind wir um sieben Uhr mit einem Butterbrot in der Tasche in die Kirche gegangen, um die Kommunion nüchtern zu empfangen.

Ich wurde gelehrt, dass Katholiken privilegiert sind, weil nur sie in den Himmel kommen - wenn sie brav sind. Andere hatten keine Chance. Ich empfand Mitleid mit Kindern anderer religiöser Herkunft.

An Sonntagen sang mein Vater jeweils als einziger die zweite Stimme. Dies war seine Form des leisen Protests gegen die Kirche, die ihm in mancher Hinsicht als zu eng erschien. Damals schämte ich mich, neben ihm zu sitzen.

Diese Erfahrungen motivierten mich, die St. Galler Erklärung anzuregen und mit Exponenten anderer Religionen zu unterzeichnen: aus den engen Grenzen von damals in gemeinsame Werte wachsen.

Heute noch berührt mich die Musik in der Kirche am tiefsten. Während den Ritualen bestimmen andere über mich, Musik aber gibt mir eigene Räume, gibt mir Bilder, denen ich nachgehen kann. Musik ist meine Befreiungsgeschichte.

Kirchliche Räume strahlen etwas Mystisches aus. In ihnen fühle ich mich aufgehoben, kann dem Übersinnlichen nachspüren. Auf Reisen mit meinem Partner suchen wir, noch bevor wir in die Beiz gehen, die Kirche auf, nehmen die Stimmung des schon lange nicht mehr Genutzten wahr und zünden eine Kerze an.

Im Jahr 2003 machten wir in der Kantonsregierung einen Rollentausch mit der „Regierung“, einer Musikgruppe von Behinderten aus dem Toggenburg. Weil die Kathedrale gerade renoviert wurde, konnte ich es einem jungen Mann ermöglichen, mit dem Baulift an den Türmen hochzufahren. Danach besuchten wir die Kathedrale. Der junge Mann, der weder reden noch singen konnte, begann wie wild auf sein Herz zu klopfen, gab Töne von sich und sang.

Räume sind mehr als ein Haus, sie haben eine emotionale Dimension. Alle brauchen ihre Räume, in denen sie ihre Kultur mit ihren Deutungszusammenhängen leben können. Die Sinnfrage ist viel umfassender als Gesetze erfüllen und Leistungen erbringen. Zu der wirtschaftlichen Globalisierung braucht es deshalb eine Globalisierung des gegenseitigen Verständnisses.

Voller Rätsel

.....
Frau, 85 Jahre, Neuapostolin,
St.Gallen

Ich bin reformiert aufgewachsen in einer katholischen Gemeinde. Da ist schon mal gesagt worden: Ihr müend nöd mit dä Reformierte go schlittle. Weil es im Dorf keine

reformierte Kirche gab, führte uns der Vater mit Ross und Wagen den halben Weg bis nach Roggwil, wo wir die Kinderlehre besuchten. Ich wollte immer einen Pfarrer heiraten, die sind so lieb und nett, und vor allem: sie glauben; aber wie du siehst, ich habe bis heute keinen gefunden.

In meinem Zimmer hing ein Engel, der mich zum Beten inspirierte. Ich hätte nie ins Bett gehen können, ohne zu beten und Gott zu danken. Mir kommt es vor, man sei erst ein ganzer Mensch, wenn man beten kann.

Vom Bauernstand ist mir geblieben, dass ich heute noch, da ich im Altersheim wohne, das Verlangen nach frischer Luft habe. Wenn ich einen Baum sehe oder eine Wiese, dann denke ich, von irgendwoher kommt das ja, das muss doch eine höhere Macht gewesen sein. Oder dass ich riechen kann, schmecken, denken und fühlen – wer hat das alles gemacht? Das Leben ist voller Wunder, voller Rätsel, wir kommen nie zu einem Ziel.

Das Leben ist auch ein steter Kampf, ein Hin und Her, ein Auf und Ab. Ich kann mir das Paradies gar nicht vorstellen. Jeder will doch ewig leben, aber haben dann noch alle genug zu essen? Wahrscheinlich sterben wir, bevor wir ausgelernt haben.

Es gibt nichts Vollkommenes, da ist immer wieder etwas, das auf uns zukommt, etwas, das wir noch nie erlebt haben – das wundert mich.

Freundschaft in der Wüste

.....
Dölf Weder, Kirchenratspräsident
der evang.-ref. Kirche St. Gallen

Ums Jahr 1980 ritten wir als kleine Gruppe mit einem Ethnologen auf Dromedaren durch die abgelegene Thar-Wüste in Nordindien. Ein Dorfältester mit einigen seiner jungen Männer führte uns. Jeweils zu zweit

sassen wir auf einem rohen Holzsattel, gepolstert mit einer Schlafdecke. Hinter mir, Körper an Körper, Buraram, ein Muslim. Er lenkte unser Dromedar und achtete beim Satteln stets sorgsam darauf, dass mich keiner der rohen Stricke wund rieb. Unterhalten konnten wir beide uns während mehr als zwei Wochen nur mit Gebärden. Glücklicherweise gab es da noch Burarams Freund Boannis, ein Hindu. Er sprach Englisch. Wir wurden bald zu einem freundschaftlichen Trio.

Wie ein kleiner Wanderzirkus ritten wir von Dorf zu Dorf. Abends strömten die Bewohner auf dem Dorfplatz zusammen. Wir waren für die Unterhaltung zuständig. Boannis wandelte sich zum Schwerttänzer, unser Koch tanzte in Frauenkleidern, und ich sang mit meiner Gitarre „Äs Buurebüebli“. Geschlafen wurde wegen giftiger Schlangen um mehrere kleine Feuer. Am entferntesten lagerten infolge ihrer Kastenzugehörigkeit stets ein Junge und sein Onkel. Als Muslim konnte Buraram mit ihnen sprechen. Für Boannis als Hindu war ein Kontakt mit ihnen undenkbar. Für mich als Christ sind alle Menschen gleich. Gott liebt jedes von uns. Darum soll niemand ausgegrenzt werden. Es schmerzte mich, dass ich auch nach einem langen Gespräch mit Boannis nicht einig wurde. Ich erlebte ihn sonst immer als sehr offen und mitmenschlich. Selbst für ein Foto zusammen mit Buraram und dem Jungen bestand Boannis auf einem Abstand von mindestens einem Meter.

Eines Abends organisierte Boannis ein Rennkamel. „Wo ist der Sattel?“, fragte ich. „We ride without a saddle“, sagte er. Das Tier rannte schnell, sehr schnell, und wir flogen in atemberaubendem Tempo über den harten Sand. Beim Aufsteigen hatte ich Angst. Ich wusste, dass ich mitten in der Wüste mein Leben oder wenigstens meine Gesundheit in die Hände von Boannis hinter mir legte.

Grosses Vertrauen, menschliche Nähe einerseits und echten Schmerz über unterschiedliche kulturelle und religiöse Überzeugungen andererseits erlebte ich eindrücklich dort in der Wüste.

Buraram konnte nicht verstehen, dass ich im Unterschied zu ihm nicht

verheiratet war. Für ihn war das ein gravierender Defekt: „No marriage – no life“ liess er mir übersetzen. Für die letzte Nacht bot er mir schliesslich die frisch verheiratete Frau eines Freundes an. Für mich war das undenkbar. Aber gleichzeitig lehnte ich damit den grössten Freundschaftsdienst von Buraram ab und verletzte ihn tief.

Am nächsten Tag, unserem Abschied, schenkte ich Buraram von meinen wenigen mitgeführten Sachen für die kalten Nächte meinen warmen Skipullover. Ich sehe ihn jetzt noch, wie er neben Boannis steht und mir bei grösster Mittagshitze im Skipullover zum Abschied zuwinkt.

Gott singen

.....
Berta Thurnherr, Geschichtenerzählerin, freiwillige Mitarbeit
Solinet, katholisch

Alkoholismus war ein Tabu damals. Niemand sollte es wissen – dennoch wussten alle, dass mein Vater trank, dass wir ihn abends oft suchten, meistens in einem Restaurant fanden, wo wir länger warten

mussten, weil er nicht nach Hause kommen wollte. Meine Mutter war völlig überfordert allein mit fünf Kindern. Aber meine Eltern haben gerne gesungen, und wenn sie zusammen sangen, klang es wunderschön. Ich sang früh im Chor und besuchte Singwochen, denn Musik hatte für mich etwas ... Feinstoffliches, würde man heute sagen. Ja, wir haben Gott gesungen.

Als ich 18-jährig am Ende der Ferien nach Hause fahren sollte, war ich blockiert, ich stand wie vor einer Mauer. Aber ich musste doch nach Hause, zum Rechten schauen, wollte doch meine Lehre beenden! Ich erzählte meine Not einem Pater, der zu mir sagte: Alkoholismus ist keine Schuld, Alkoholismus ist eine Krankheit. Das war das Schlüsselwort, dass ich meinen Vater annehmen konnte.

Jahre später traf uns zuerst die Nachricht vom Tod meines Schwagers mit seinem Kind, nur zwei Monate später starb mein jüngster Bruder. Ich war im zweiten Monat schwanger. Das Telefon läutete mitten in der Nacht und als ob ich gespürt hätte, dass meinem Bruder etwas geschehen sei, bat ich meinen Mann, den Hörer abzunehmen. Ich konnte es nicht fassen. Am Morgen setzte ich mich auf mein Fahrrad und radelte los, weg von hier, weg vom Tod meines Bruders! Doch an der nächsten Kreuzung hielt ich inne: Ich kann doch nicht vor dem Tod wegfahren. Da fühlte ich plötzlich, Gott hat mich gern. Dieses Gefühl war die Basis, auf der dann mein Glaube gewachsen ist.

Unsere jüngste Tochter heiratete einen Muslim in Libanon. Wir kamen morgens um sieben Uhr im Dorf in der Bekaa-Ebene an und waren todmüde, wollten eigentlich schlafen gehen, aber da begann die Schwester unseres zukünftigen Schwiegersohnes zu trommeln, und wir sangen und tanzten. Die Musik war unsere gemeinsame Sprache. Am Hochzeitstag ritt das Paar auf einem Kamel durch das Dorf, wurde mit Rosenblättern beworfen, die Schwiegermutter folgte der Braut, segnete sie singend und pries ihre Schönheit.

Ein heiliger Ort ist für mich der alte Rhein. All die Muster, Formen und Farben, jeden Tag anders, das Wasser fließt, und doch ist es immer da,

die einzelnen Schilfstängel, die aus dem Wasser ragen, sich beugen und spiegeln, die Bäume, deren Formen ohne Blätter deutlicher sichtbar sind, die spärlichen Farben, jetzt im Winter, und dazwischen das leuchtende Grün des Mooses. Oder am Wattenmeer, wo ich letztes Jahr mit meinem Mann war: Barfuss durch den Sand gehen und plötzlich taucht das Meer auf, Himmel und Erde berühren sich, Linien vergehen und treten hervor, Muster von heute waren gestern nicht da und werden es morgen nicht sein, all das ist da, all das lebt.

Gehalten in der Beziehung

.....
Ruth Frick-Beer, 72 Jahre, ehemalige Stadtparlamentarierin, reformiert

Ich bin in einer reformierten Familie am Zürichsee aufgewachsen. Ich habe zwar die Sonntagsschule besucht und mich konfirmieren lassen, aber ich würde mich als lauwarmer Protestantin bezeichnen. Wichtiger als die Religion ist für mich die Haltung. Ich habe zum Beispiel sehr gut mitbekommen, wie meine Eltern während des zweiten Weltkrieges Milchmarken mit der Nachbarschaft teilten. Mit anderen Religionen wurden wir nicht konfrontiert, ausser mit der katholischen. „Bringt ja keinen Katholiken nach Hause“, hiess es zum Beispiel, und als meine Schwester einen katholischen Mann heiratete, wollte mein Vater zuerst nicht in die Kirche.

Meine Söhne sind der Religion gegenüber skeptisch eingestellt. Sie erhielten nie eine einleuchtende Antwort darauf, weshalb sie an Gott glauben sollten. Zwei sind deshalb aus der Kirche ausgetreten.

Ich hätte eine kaufmännische Lehre ergreifen sollen, aber ich wollte Krankenschwester werden. Deshalb ging ich für ein Zwischenjahr nach London und arbeitete dort in einer jüdischen Familie. Aber von ihrer Religion lernte ich wenig kennen, Familie und Arbeit wurden strikt getrennt.

Ich arbeitete mehrere Jahre in der Geriatrie und Gerontopsychiatrie, und betreute einmal eine Langzeitpatientin, die unter Zwangsmedikation gestellt alle zwei bis drei Monate eine Spritze erhielt, gegen die sie sich sehr wehrte, dass sie von Männern festgehalten werden musste. Ich konnte eine Beziehung zu ihr aufbauen, so dass sie das Spritzen geschehen liess, ohne gehalten werden zu müssen. Die Patientin fühlte sich durch die Beziehung gehalten. Mitgefühl basiert für mich auf einer christlichen Haltung wie Nächstenliebe, Toleranz und Chancengleichheit, und zeigt sich durch die Tat.

Noch bevor Rumänien der EU beigetreten war, sind mein Mann und ich im Rahmen eines Hilfsprojektes mit einem Krankenwagen voller Hilfsgüter nach Rumänien gefahren, und haben diese einem Spital übergeben. Wir besuchten viele Klöster, und auch einen katholischen Gottesdienst. Eine Frau erklärte uns mit Gesten, was wir tun mussten, um den Ritualen zu folgen.

Mir helfen die kirchlichen Räume, um in mich zu gehen und über den Sinn des Lebens nachzudenken. Diesen schöpfe ich zu einem gewichtigen Teil aus meiner politischen Tätigkeit. Ich engagiere mich für die „Erklärung von Wil“, die, 2007 unterzeichnet, den gegenseitigen Respekt und die Offenheit zwischen den Religionen bekräftigt. Ich setzte mich im Stadtparlament für die Umsetzung des Integrationsleitbildes ein und ich arbeite beim Mentoring Projekt Tandem+ mit, das Jugendliche, meistens mit Migrationshintergrund, unterstützt, eine Lehrstelle zu finden.

Ob das für die Ewigkeit ist, weiss ich nicht. Ich habe meine Zweifel daran, ob es ein Leben nach dem Tod gibt. Aber ich glaube, dass man nach einem guten Leben nicht gerade ins Fegefeuer geworfen wird. Und daran, dass da etwas ist, das ich als Mensch nicht erfassen kann.

Gott oder Zufall?

.....
Mann, 55 Jahre, Umweltmikrobiologe, Industriearbeiter auf Abruf, konfessionslos

Als Kind wurde ich christlich erzogen. Mein Grossonkel war Pastor in Bremen. Mir gefielen seine Predigten, die er immer selber verfasste, und die zu selbständigem Denken anregten. Von ihm erbte ich Bücher, die mir

Hintergrundwissen über die christlichen Grundwerte hinaus vermittelten.

Dann entwickelte ich eine kritische Einstellung gegenüber der Kirche. Warum segnet ein Pfarrer Waffen? Weshalb arbeitete die Kirche mit den Nazis zusammen? Alle Antworten darauf waren unbefriedigend! Ich gab, 21 Jahre alt, den Austritt aus der Kirche, und erinnere mich noch an die Worte des Pfarrers: Unsere Türe steht dir immer offen, wenn du zurückkommen willst.

Mit 25 Jahren reiste ich dreieinhalb Monate durch Asien. Dabei lernte ich verschiedene Religionen kennen. Die Buddhisten beispielsweise bringen jeden Morgen kleine Opfer, um die Götter gnädig zu stimmen. Die Gastfreundschaft der Nepalesen ist sehr berührend. Einmal gerieten wir beim Trekking in einen heftigen Monsunregen. Ein nepalesischer Bauer lud uns spontan ein, unter dem Spitzdach seines Yak-Stalls zu übernachten. Kaum hatten wir uns eingerichtet, da klopfte es: Er brachte warme Djapatis.

Ich kehrte als ein anderer Mensch zurück. Während des folgenden Biologiestudiums setzte ich mich dann mit dem wissenschaftlichen Weltbild und dessen Logik auseinander: Am Anfang waren Materie und Energie, aber woher kamen sie? Der Sprung von der Materie zu organischen Leben, war das ein Zufall oder vielleicht doch „Gott“? Das bleibt vermutlich noch lange ein grosses Mysterium.

Ich begreife den Zwist zwischen den verschiedenen Weltreligionen nicht! Aufgrund vieler grosser Gemeinsamkeiten sollte man doch annehmen, dass alle denselben Ursprung haben, unterschieden nur durch die Ziele und Vorstellungen der jeweiligen Schriftgelehrten und ihrer Auftraggeber.

Manchmal meditiere ich. Dann entsteht mitunter das Gefühl, ich würde die Welt von „ausen“ betrachten. Nicht im Sinne von „über den Dingen stehen“, sondern von Kontemplation. Ich spüre dann: Das Göttliche trägt jeder in sich selbst. Sobald wir dieses Gefühl unterdrücken, verhärten wir. Lassen wir es zu, eröffnen sich uns neue Inhalte, vertiefen sich Gedanken und Sinne, bekommen Moral und Ethik eine neue Bedeutung. Der

Umgang mit anderen Menschen wird offener, tiefer, respektvoller. All das sind Erfahrungen, die ich in vielen Jahren sammeln durfte, und die mich trotz des beruflichen „Aus“ vor neun Jahren meistens optimistisch nach vorn schauen lassen. Von daher bin ich mir sicher: Ich werde wieder eine vollwertige, mich ausfüllende Arbeit finden. Ich schaue nach vorne und bin darauf gespannt, was in diesem Leben noch geht!

Gutes fördern – alles andere spielt keine Rolle

.....
Josef Kofler, Polizist und Kantonsrat, katholisch

Ich bin in einer katholischen Arbeiterfamilie aufgewachsen, als jüngster von vier Brüdern. Mein Vater arbeitete tagsüber als Magaziner, nach dem Nachtesen als Hilfsschlosser für einen Kleinbetrieb, zwölf bis dreizehn Stunden am Tag. Es galt als Sünde, am Sonntag nicht in die Kirche zu gehen und zwischen Katholiken und Protestanten herrschte ein Graben: Am Karfreitag, dem höchsten Feiertag der Protestanten, besprühten die Katholiken ihre Felder am Vormittag mit Gülle, an Fronleichnam wuschen die Protestanten ihre Autos am Dorfbrunnen.

Ich war sehr interessiert an der Religion, ministrierte im Gottesdienst und wollte lange Pfarrer werden. Mutter hätte dies grosse Freude bereitet, aber Vater sagte: Das können wir uns nicht leisten.

Einmal kam ich mit meinem Klassenkameraden zu spät in die Kirche. Wir setzten uns zwei Bänke weiter hinten, als wir dies von der Klasseneinteilung her hätten tun müssen, da rief uns der Pfarrer vor versammelter Gemeinde auf, wir sollten zwei Bänke weiter vorne Platz nehmen – nur weil wir kurz miteinander geschwatzt hatten. Wir blieben sitzen, aber der Pfarrer wiederholte seine Forderung, bis wir schliesslich nachgaben. Bereits damals dachte ich, ich hätte die Kirche verlassen sollen.

Seither begann mein Glaube zu bröckeln, obwohl ich mich als ehemaliger Schulrat, aktueller Kantonsrat und Polizist noch immer für die Grundwerte einsetze, die ich damals mitbekommen habe: jene unterstützen, denen es nicht so gut geht, Solidarität und Offenheit gegenüber Andersdenkenden.

Vor zehn Jahren habe ich meine Frau verloren. Der evangelische Pfarrer, der meine Frau in den Tod begleitet hat, war mir und unseren Kindern eine grosse Hilfe. Am 1. November gehe ich immer in die Kirche, gedenke unserer gemeinsamen Zeit und teile den Verlust eines geliebten Menschen mit anderen.

Im Nachbardorf gab es eine Moschee. Oft erhielten wir Anrufe von Nachbarn, es sei viel zu laut, und ich ging als Polizist vorbei, um zu schlichten. Der Präsident des bosnischen Kulturvereins unternahm Anstrengungen, die Moschee gegenüber den Nachbarn und politischen wie religiösen Exponenten zu öffnen, lud uns zu festlichen Anlässen ein. Ich war mehrmals beim Fastenbrechen dabei und konnte so ein Netz aufbauen, das

bei Konflikten sehr hilfreich war. Jene Jugendliche, die solche Anlässen aufsuchen, machen weniger Probleme. Sie sind geführt. Je besser sie unterstützt werden, ihre eigene Identität zu finden, umso besser können sie sich anpassen.

Wenn ich an der Josefskapelle in der Nähe des Städtchens vorbeigehe, schaue ich immer hinein, weil sie denselben Namen trägt wie ich. Meine Ruhe aber finde ich im Wald: der weiche Boden, die Schönheit der Bäume, Geräusche, die hier und dort wie aus der Stille wachsen, oder das Rauschen eines Baches, für mich der Inbegriff von Ruhe.

In der Fremde

Zuhause

.....
Gesprächspartner war Heinz Fäh,
evangelischer Pfarrer in Rappers-
wil Jona und Kirchenrat

Ich liebe es, mit Menschen Gottesdienste zu feiern, egal wo und egal mit wem. In Äthiopien, einem Land, das ich zweimal bereist habe, bat ich einen Freund, an einem Gottesdienst teilnehmen zu dürfen. Das sei schwierig, meinte er, ein Gottesdienst dauere die ganze Nacht. Eines Abends holte mich ein Taxifahrer um zehn Uhr ab und führte mich in einem alten Gefährt über holprige Strassen zur St. Michaels-Kirche in Gondar. In Äthiopien herrschten Spannungen, weshalb die Kirche von der Militärpolizei streng bewacht wurde. Der Taxifahrer war Muslim, durfte den Kirchenbezirk nicht betreten und so verhandelte er mit einem Wächter, bis ich in die Kirche durfte. Ich warte auf dich, egal wie lange es dauert, sagte er zu mir.

Ich zog die Schuhe aus und betrat eine andere Welt. Es herrschte eine so dichte Atmosphäre, dass der Raum grösser erschien, als er war. Die Priesteramtskandidaten bildeten in zwei Reihen eine elliptische Form, in deren Mitte vier grosse Trommeln standen. Ein Mann mit grosser spiritueller Ausstrahlung leitete wie mit unsichtbaren Zügeln den Gottesdienst, der sich in wiederholenden Zyklen von Gebeten, Gesängen und Gesten fortschreitend weiterentwickelte. Eine unscheinbare Geste des Leiters genügte, und jemand drückte mir einen Kreuzstab in die Hand. Wortlos wurde ich ins Geschehen hineingenommen, wurde Teil der Feier. Dieselbe Geste und ein Sistrum, eine Art Rassel, wurde mir in die Hand gedrückt, als wollten sie sagen: Versuche mit uns in diesen Rhythmus zu kommen. Zuletzt hüllten sie mich in ein weisses Baumwolltuch. Menschen, die mich nicht kannten, die nichts von mir wussten, nahmen mich auf als ihresgleichen. Die Feier dauerte mehrere Stunden, während derer ich den Singsang und das Trommeln aufnahm, mittanzte oder in Zeiten der Stille der intensiven Atmosphäre nachlauschte. In einem Land, das in Chaos, Armut und Kampf ums Dasein unterzugehen drohte, gab es einen Ort der Zuwendung, des Respekts, der Ehrfurcht und Freude.

Heilige Räume sind für mich dort, wo etwas passiert zwischen Gott und Menschen. Sie können von Menschen gebildet werden wie zum Beispiel beim Abendmahl, beim Beten oder Teilen von Brot und Wein, egal wo das ist. Ich war einmal eingeladen in der „Kirche des Volkes der Strasse“ in São Paulo, Brasilien. Das Zentrum befindet sich unter einer Autobahnbrücke

mitten in der Stadt, das Betongebäude ist Teil der Brücke. Vom Trottoir geht seitlich eine Treppe ab, als führte sie zu einem WC, aber dort unten befindet sich eine Art Zivilschutzanlage: Räume mit Kästchen, in denen die Leute etwas aufbewahren können, mit Schlafgelegenheiten oder einem Fernseher. Nach dem Gottesdienst wurde aufgetischt, gemeinsam gegessen und danach ein Fussballspiel geschaut. Innerhalb von drei Stunden verwandelte sich der Raum von einer Kirche in einen Esssaal und schliesslich in einen Freizeitsaal. Kirche als Hafen, wo man sich gegenseitig respektiert, wo man seine Wurzel, seine Identität findet, Kirche als Ort, wo man sich geborgen fühlt.

Jeder Tag ist neu

.....
Hans Jörg Fehle, evangelisch-reformierter Theologe, geistlicher Begleiter, Zeitgenosse

In einem liberalen reformierten Elternhaus aufgewachsen, konnte ich Bibel und Glauben frei entdecken. Die „Junge Kirche“ war ein Freiraum, der mir sonst im Dorf fehlte.

Ab und zu gab es eine Disco; aber wir engagierten uns auch für die 3. Welt. Wir überzeugten beispielsweise einen Ladenbesitzer, Bananen teurer zu verkaufen und den Erlös für Entwicklungsprojekte zu spenden. Zu jener Zeit begann ich, in den Gottesdienst zu gehen; ich kam drauf, dass ich fast immer etwas mitnehmen kann – und bin ein Kirchgänger geblieben.

Nach der Matura habe ich Praktika in der Psychiatrie und beim Dorfpfarrer gemacht. Dann entschied ich mich für das Theologiestudium; ich sagte mir: Wenn die Kirche mehr Kirche wäre, müssten weniger Menschen in die Klinik. – An der Universität interessierte mich, wie das christliche Erbe für die Gegenwart fruchtbar wird. Bald konnte ich an Studien zur Überwindung von Arbeitslosigkeit, zu Asyl- und Energiefragen, verantwortlichen Geldanlagen und anderes mehr mitarbeiten. Mich faszinierte, wie die Theologie da mit anderen Wissenschaften zusammen wirkt, um bestmögliche Lösungen zu fördern.

Ich versuche, geburtlich zu leben: Jeder Tag ist ja neu. Darum ist klar, dass ich Fehler mache. Das ist der Preis für die Lebendigkeit des Lebens. Dass andere Menschen anders sind als ich, finde ich normal. Und es setzt mir nur zu, wenn ich mich unter mir Vertrauten fremd fühle. Sonst habe ich mir gegenüber anderen, auch Andersgläubigen, ein natives Interesse erhalten – daheim und auf Reisen. Mit jeder Begegnung wird das Leben und die Welt für mich vielfältiger und reicher. Drei Beispiele:

Kürzlich war ein Priester aus der Republik Kongo bei uns zu Besuch. Er stellte fest, dass jedes Haus mit Strasse, Strom-, Telefon- und Wasserleitungen erschlossen ist. Bei uns im Kongo, sagte er, ziehen viele Menschen in die Stadt, weil sie Teil der Welt sein möchten. Ihr seid Teil der Welt bis in die entlegensten Orte.

Bei einem Anlass lernte ich den Vorbeter des türkischen Gebetsraums in Wattwil kennen. Er wollte besser Deutsch lernen; darauf trafen wir uns einmal die Woche bei mir oder ihm. Wir lasen Texte aus dem Alten Testament, und er suchte in einem deutschen Koran nach Stellen, die mit diesen in Verbindung stehen.

Einmal unternahmen wir einen Familienausflug zum Schwendisee bei Wildhaus. Wir setzten uns auf eine Bank beim „Seegüetli“, als ein Hauswart auftauchte und die Picknickenden mit der „Kopftuch-Frau“ wegweisen wollte. Ich konnte ihn beschwichtigen. Aber ich fragte mich, wie die Geschichte ausgegangen wäre, wenn die muslimische Familie allein gewesen wäre. Oder wir uns in der Türkei befunden hätten.

Heilig ist mir die ganze Welt als Schöpfung Gottes. Besonders werden Orte dann durch Erfahrungen – wie das Kloster St. Maria der Engel in Wattwil. Die Schwestern hatten mein Angebot der ökumenischen Schweigewochen in ihr Programm aufgenommen. Vor dem Abendessen las jeweils eine von ihnen aus einem schwarzen Ordner: Auf den morgigen Tag fällt der Todestag ein von Schwester ... Dabei wurden auch Lebensdaten aus dem 17./18. Jahrhundert erwähnt. Da fühlte ich mich verbunden mit den Schwestern, die dort gelebt hatten, umgeben von einer Wolke von Zeuginnen.

Plötzlich wächst dir Grosszügigkeit zu

.....
Frau, lic. phil, katholisch

Ich bin in einem katholischen Milieu in Graubünden aufgewachsen. An die religiösen Rituale habe ich positive Erinnerungen, vielleicht auch deshalb, weil meine Eltern nie Druck machten, sehr liberal waren. Einmal habe ich nach einer Beichte die Busse vergessen, aber meine Mutter reagierte ganz gelassen: Gehe in dein Zimmer und bringe das in Ordnung.

Ich ging früh von zu Hause weg in ein Internat, das von Nonnen geführt wurde. Teil des Internats war eine Kinderkrippe, in der wir Kinder aus einfachen Verhältnissen wie auch solche von Diplomaten betreuten. Die Offenheit der Schwestern und ihr freier Umgang mit den Kindern hatten mich geprägt. Von Schwester Véronique wurde erzählt, sie sei eine sehr lebenslustige junge Frau gewesen, habe dann aber einen Unfall gehabt und lange in einem Gipskorsett leben müssen. Diese Erfahrung habe sie zur Religion geführt.

Viele von uns wollten nach dem Internat ins Kloster gehen, aber waren wir dazu berufen? Wie merkte man das, gab es so etwas wie eine göttliche Stimme? Für die Schwestern waren solche Fragen nicht vordringlich, sie gaben uns Anstösse für unsere persönliche Entwicklung.

Mein „Erweckungserlebnis“ hatte ich in Istanbul. Im Rahmen eines Jungendtauschs des Rotary-Clubs lebte ich bei einer Upper-class-Familie, die ihre Kleider an der Bahnhofstrasse in Zürich kaufte. Wir assen in den feinsten Restaurants und sprachen mit alten Männern. Aber im Kreis der jungen Frauen und Männer des Austauschprogramms diskutierten wir über die Frauenproblematik und die Verteilungsgerechtigkeit. Diese Diskussionen setzten sich an der Universität fort, wo ich während der 80er-Jahre studierte.

Im Ehealltag und in der Familie kommt es vor, dass man sich aneinander reibt. Wenn ich dann die Gnade habe, mir Zeit zu lassen, Geduld zu haben und nochmals zu beginnen, dann wächst mir von innen her plötzlich eine Grosszügigkeit zu, und die guten Erlebnisse sind wieder da, überwiegen.

Die Geburt unserer Kinder war unbeschreiblich.

Auf unserer Reise durch Indien stiessen wir mitten auf dem Land auf einen Sikh-Tempel. Ein junger Priester fragte uns, ob wir hereinkommen wollten. Nur für uns zwei führte er eine längere Zeremonie durch. Nicht nur bei dieser Gelegenheit staunte ich darüber, wie undogmatisch und of-

fen die Menschen in Indien sind. Und ich konnte teilweise ihre Sorge über die Verwestlichung der Welt, die mit der Industrialisierung immer tiefer in ihr Land vordringt, verstehen.

Der eigenen Kirche stehe ich kritisch gegenüber. Wir haben unsere Kinder katholisch erzogen, aber jetzt überlassen wir es ihnen, ihre eigenen Wege zu gehen. Ich selbst spiele mit dem Gedanken an einen Austritt aus der Kirche. Sie beruft sich zu sehr auf Tradition und Geschichte und hat meiner Ansicht nach grosse Chancen vertan, den suchenden Menschen in der modernen Welt Halt und Orientierung zu geben.

Seife für die Seele

.....
Gurdeep Kundan, selbstständiger
Unternehmer, Sikh

Die Sikh-Religion beruht auf zwei Fundamenten, SIMRAN – Meditieren und SEWA – Freiwilligenarbeit sowie drei Säulen: NAM JAPNA – Beten, KIRAT KARNI – Arbeiten, WAND KI CHAKNA – Teilen mit anderen.

Die Meditation ist zu verstehen als Seelenreinigung. Wenn deine Kleider schmutzig sind, dann nimmst du Seife und wäschst sie aus. Wenn deine Seele unrein ist, reinigst du sie von deinen schmutzigen Gedanken. Wer bist du? Ja, du hast deine Diplome gemacht, du hast vielleicht Familie und eine wichtige Position, aber wer bist du? Du bist eine Null. Die Meditation muss nicht lange sein, sie kann auch ganz kurz im Alltag stattfinden: bei einem guten Geschmack im Gaumen, bei einem befreienden Ausatmen, bei einem Spaziergang durchs Quartier oder während der knappen Minute, da ich die Türe zur Gurdawara-Gebetsstätte oder zur Kathedrale öffne, sie durchschreite und auf der anderen Seite wieder verlasse. Das Göttliche hat tausend Augen und doch kein einziges, es hat tausend Gestalten und doch keine einzige.

Das zweite Fundament ist die Freiwilligenarbeit, das heisst, anderen Menschen helfen. Wenn ich Gott in den Augen des andern nicht sehe, finde ich ihn nirgends. Ich habe jahrelang einen hinduistischen Freund aus der niedrigsten Kaste, den sogenannt Unberührbaren, unterstützt und bin auch seiner Familie beigestanden. Sie beten für mich und, wer weiss, vielleicht haben sie mir durch ihre Gebete das Leben gerettet. Ich fuhr auf der Autobahn, als ich plötzlich einen heftigen Schmerz in der Herzgegend verspürte und nur mit grösster Mühe den Notfall im Kantonsspital erreichte. Sie legten mich sofort hin und sprühten mir etwas in den Mund. Wie heissen Sie? Kundan. Kunde, ja, aber wie heissen Sie? Man stellte später fest, dass ich einen Herzinfarkt hatte.

Hilfe kommt immer zurück zu dir, nicht von dort, wo du sie erwarten würdest, aber von irgendwoher. Nachdem ich meine Stelle verloren hatte, machte ich mich selbstständig, aber der Handel lief nicht wie gewünscht und die Festkosten saugten das Geschäft aus. Meine Frau wurde unruhig, weil wir nur noch für ein knappes halbes Jahr zu leben hatten. Gehen wir erstmal eins trinken, sagte ich zu ihr. In einem Restaurant trafen wir auf einen meiner alten Freunde. Na, wie geht's, du indischer Windhund? Ich erzählte ihm von meiner misslichen Lage, und er liess mir Geld, das mein

Geschäfte wieder ankurbelte. Ehrliche Arbeit, das ist die dritte Säule.

Meine Frau ist Katholikin, wir leben einen interreligiösen Alltag. Es kommt vor, dass ich den Christbaum einkaufe und sie Dal zubereitet für einen unserer Festtage. Der interreligiöse Dialog ist der Grundstein für die Integration. Ich wünsche mir, dass die Rituale anderer religiösen Gemeinschaften nicht als Show-Objekte behandelt werden, sondern gegenseitig respektiert und akzeptiert werden.

Treffpunkt zwischen Ost und West

.....
Tutnjjic Sadudin, Imam, Muslim

Ich werde nie die Bejram-Festtage vergessen, die zweimal im Jahr stattfanden. Ich war froh, früh am Morgen aufzustehen, meine neuen Kleider anzuziehen – wie es

das Protokoll für dieses Fest vorschrieb – und mit Vater und meinen Brüdern zu der Moschee zu gehen. Eine Stunde lang sassen wir während der Feierlichkeiten in der Moschee, danach küssten wir Kinder die Hände der Erwachsenen und bekamen dafür ein Geschenk. Zuhause duftete es nach orientalischem wie auch nach westlichem Essen. Jedes Bejram-Fest, das ich später erlebte, frischte dieses Bild in mir auf und bestärkte mich in meiner Bezogenheit zu Allah.

Ich bin am Treffpunkt zwischen Ost und West aufgewachsen. Bosnien war Teil des Osmanischen Reiches und später von Österreich/Ungarn besetzt. Seit 500 Jahren sind wir immun gegen kulturelle oder religiöse Einseitigkeiten. In Sarajevo, das auch das europäische Jerusalem genannt wird, leben Muslime, Juden und Christen nebeneinander, es gibt viele Kirchen und Moscheen, und auch auf der Strasse siehst du Menschen unterschiedliche Religionen praktizieren. Als ich, aufgewachsen auf dem Land, in diese Stadt kam und zum ersten Mal zur Universität ging, hörte ich frühmorgens die Muezzin rufen und die Glocken läuten. Im Koran steht sinngemäss Folgendes: Wenn es Gott gewollt hätte, dann hätte er für alle Menschen nur eine Religion geschaffen. Aber Gott wollte die Vielfalt, er wollte nicht nur gelbe, sondern auch rote und blaue Blumen.

Während vier Jahren habe ich die Ausbildung zum Imam in Saudi-Arabien gemacht. Was für ein monotones Bild: Alle sind ähnlich gekleidet, alle praktizieren dieselbe Religion, alle leben nach derselben Tradition. Aber dort ist die Erde gelb, hier ist sie schwarz. Alleine ist der Mensch nicht reich, reich wird er durch den Austausch mit anderen Menschen, durch den Austausch von Ideen und Weltanschauungen.

Nach dem Krieg litten in Bosnien viele Menschen an einer moralischen Krise. Nicht nur ihre Häuser waren zerstört, auch ihre Werte. Menschen litten an Traumatas, verloren ihre Position, ihre Arbeit, und manche verfielen Drogen oder Alkohol. Wir versuchten, ihnen zu helfen, ihnen eine moralische Orientierung zu geben, indem wir – Orthodoxe, Muslime und Christen – gemeinsam Anlässe feierten. Die Menschen sollten ein Bild der Versöhnung und gegenseitigen Verständnisses sehen.

Für mich ist der heiligste Raum die Moschee in unserem Kulturzentrum. Hundertachtzig Familien aus der ganzen Ostschweiz treffen sich hier. Die Moschee ist eine umgebaute Pizzeria, sie hat nicht die übliche Kuppel, aber durch die niedrige Decke wird die Energie zusammengehalten, und während ich predige, höre ich manchmal durchs Fenster die Glocken der katholischen Kirche nebenan.

Über mir nur ein schmaler Schlitz

.....
Alex Angehrn, Unternehmens-
berater, Zen-Mönch

Als Kind verbrachte ich die Ferien häufig bei meiner Grossmutter in einem konservativ-katholischen Dorf, wo die Messe noch lange auf lateinisch und mit dem Rücken

zur Gemeinde gefeiert wurde. Im gleichen Haus, einen Stock höher, wohnte meine Urgrossmutter, die ich sehr gut mochte. Sie strahlte Ruhe und Gelassenheit aus. Bei ihr brannte kaum je Licht, auch im Winter, wenn die Nacht früher hereinbrach. Ureli, fragte ich, warum zündest du kein Licht an? Ich kann auch im Dunkeln beten, antwortete sie. Hätte ich sie nicht nach dem Licht gefragt, hätte ich nie erfahren, dass sie betet.

Im Jahr 1999, zum Zeitpunkt der totalen Sonnenfinsternis, war ich in einem Zen-Tempel an der Loire an einem Sesshin, vier Einführungstage, ein freier Tag und drei Tage intensives Sesshin. Die neben der Meditation verbleibende Zeit verbrachte ich damals mit dem Nähen meines Rakusus. Ein Rakusu näht man aus Stofffetzen zusammen. Buddha soll sich sein Kleid aus Abfällen von Leichentüchern genäht haben. Wenn man sein Kleid in grosser Achtsamkeit und Wertschätzung herstellt, wird aus dem wertlosesten Stoff das wertvollste Kleid. Einige von uns waren vor dem Nähatelier auf der Aussentreppe am Nähen, während langsam der Mond die Sonne verdeckte. Man lieh sich gegenseitig die dafür vorgesehenen Sonnenbrillen. Als ich dachte, die Sonnenfinsternis gesehen zu haben, ging ich auf einer Landstrasse zu einem Restaurant, um den freien Tag mit einem guten Essen zu geniessen und wurde von der eigentlichen Sonnenfinsternis überrascht: Die Welt wurde plötzlich in Grau getaucht, kein Pfeifen eines Vogels mehr, als ob durch dieses Fehlen die Welt noch vorhandener würde.

Auf einer Skitour zu dritt bei einer Gletscherüberquerung, vorne der Bergführer, ich in der Mitte, brach ich plötzlich ein und fiel die ganze Seillänge von 13 Metern tief in eine Gletscherspalte. Die Frau hinter mir fiel ebenfalls hinein und wurde in Hockstellung in der Spalte eingeklemmt. Ich hing am Seil, über mir weit oben ein schmaler Schlitz, ohne Kontakt zum Bergführer. Ich dachte, bald würde es am Seil rütteln, und jemand würde mich hochziehen, aber es geschah nichts. Der Klettergurt schnitt immer tiefer ein. In meiner Nähe befand sich ein Absatz, auf dem ich hätte abstehen können, aber sobald ich mich bewegte, schrie die Frau auf, weil das Seil zwischen uns auf einer Eisnase hängen geblieben war und wir wie

über einen Flaschenzug verbunden waren. Ich konzentrierte mich auf den Atem. Mehr war nicht zu tun.

Oft fanden die Meditationswochen an einen Ort statt, wo die Verhältnisse sehr rudimentär waren. Weil es in der Küche zu eng war, musste ich die Rüebli am Waschtrog bei den Toiletten waschen. Ausgerechnet nach dem Abschluss des Militärdienstes fand ich mich wieder vor einem langen Waschtrog, in dem die Zahnpasta der anderen an einem vorbeizog. Da hörte ich das Gespräch von zwei Zähneputzern mit: „Du hättest mir sagen sollen, wohin du mich führst.“ „Und“, antwortete der andere, „was hätte es dir genützt?“

Die Nacht anschauen

.....
Lehrer, Vater von drei Kindern

Ich bin in der Innerschweiz aufgewachsen in einem katholischen Haus als viertes von sechs Kindern. Damals herrschte die Tradition, dass ein Kind pro Familie Priester werden sollte und mir war schon ab der zweiten Klasse klar, dass ich das sein würde. Ich erinnere mich an eine alte Lehrerstellvertreterin in der zweiten Klasse, die zu mir sagte: „Hoffentlich lebe ich noch, wenn du zum Priester geweiht wirst.“ Mit sechzehn geriet ich in eine Religionskrise, die vom Religionslehrer an der Kanti ausgelöst wurde. Er gab uns Texte von Feuerbach, Nietzsche und Freud zu lesen, welche meinen bisherigen Glauben radikal in Frage stellten. Ich wurde in der Folge Antitheist, Atheist und schliesslich Agnostiker, und gewann meinen Lebenssinn erst wieder, als ich mich kurz vor der Matura entschloss, etwas gegen den Hunger in der Welt zu unternehmen.

Ich begann Agronomie an der ETH zu studieren und arbeitete während einem sechsmonatigen Praktikum in verschiedenen Entwicklungsprojekten in Südamerika. Diese Art von Entwicklungshilfe erschien mir – von meinen damaligen hohen Idealen aus betrachtet – nur als ein Tropfen auf den heissen Stein. Deshalb brach ich zur grossen Überraschung der Professoren und meiner Kollegen das Studium drei Semester vor dem Diplom ab.

Was nun? Ich erinnerte mich, eine gute Stimme zu haben, und meldete mich bei einer älteren Frau zum Vorsingen. Singen war für mich eine ganz neue Körpererfahrung: Je nachdem, wo in meiner Vorstellung ein Ton entsteht, kommen unterschiedliche Nuancen heraus. Ich übte in einem Wald, an einem Bach, lernte, dass der Klang mit meiner Raumvorstellung zusammenhängt. Auf einer Autostoppreise nach Südfrankreich nahm mich ein Opernsänger aus Berlin mit. Ich empfand ihn als Genussmenschen mit unreflektiertem Kunstverständnis. Wie kann jemand schön in die Welt hinaussingen, in der es so viel Leid und so viel Ungerechtigkeit gibt? Ich liess die Sängerkarriere sausen – aber irgendwie musste ich ja mein Geld verdienen.

In Luzern erlangte ich das Sekundarlehrdiplom. Das erste Jahr als Lehrer verlief ziemlich Chaotisch. Die Schüler machten, was sie wollten, da ich als junger Lehrer zu kollegial mit der Schülerschaft umging – und ich musste lernen Chef zu werden. Dabei erinnerte ich mich an den Satz eines Abts eines Klosters: Sei nur Chef, wenn du damit der Gesellschaft dienen kannst.

Im zweiten Unterrichtsjahr lief alles bestens dank der Durchsetzung einer mindestens fünfminütigen Einzelarbeit in Stille – und ich bekam die Klassen in den Griff.

Vor gut zwanzig Jahren faszinierte mich ein Buch von Thich Nath Hanh, worauf ich sein buddhistisches Kloster in der Nähe von Bordeaux besuchte und mich in verschiedenen Meditationstechniken zu üben begann.

Wenn ich heute als 59-jähriger Vater abends mit meiner 14-monatigen Tochter an die frische Luft gehe, um die Nacht anzuschauen, dann fallen manchmal Schneeflocken durch das Licht einer Strassenlampe und sie sagt uiii; oder der Mond steht am Himmel und sie sagt mond; oder ein Rabe kräht grah, grah und sie sagt grah, grah und ich sehe sie neben mir mit ihrer Mütze und den Atemwolken, die ihre Worte begleiten, und fühle mich verbunden mit der Natur und mit allem, was mich umgibt.

Vertikale und Horizontale gehören zusammen

.....
Arne Engeli, Lehrer, Politologe, im
Unruhestand, ehemals Leiter des
Tagungszentrums Schloss Warten-
see, a. Kantonrat, ehem. Synodal-
präsident, evangelisch

Meine Eltern gaben mir mit, mich den Mit-
menschen zuzuwenden, den Schwachen zu
helfen und mich für das Wohl der Gesell-
schaft einzusetzen. Mein Vater war Lehrer
und als Mitglied der SP im Gemeinderat und
in der Kirchenvorsteherschaft. Oft läutete
deswegen über Mittag das Telefon. Als Kind

fragte ich ihn einmal, warum er seine ganze Freizeit für die Politik hergebe,
obwohl er doch bei Abstimmungen meist bei den Verlierern stehe. Nicht
das Erfolghaben ist meine Leitlinie, antwortete er, sondern dass ich mich
einsetze für das, was ich als richtig erachte.

Im Lehrerseminar wirkte ich in der Bibelgruppe mit. Wir trafen uns früh-
morgens zu einer Zeit der Stille und besprachen einmal pro Woche Texte
aus der Bibel, ohne Pfarrer, ganz nach reformiertem Glauben, das Wort
Gottes sei in der Bibel nachzulesen. Die Frage nach meinem Verhältnis zu
Gott wurde mir wichtig und brachte mich in eine Spannung zu dem, was
mir im Elternhaus vermittelt worden war. Was ist wichtiger?, fragte ich
einen Theologen, und dieser antwortete: Beides ist wichtig, das rechte Tun
und der rechte Glaube. Es ist wie mit der linken und der rechten Hand,
beide sind nötig. Später, 1968, fand ich mich in der Formulierung der Öku-
menischen Vollversammlung in Uppsala wieder: Die Kraft des christlichen
Glaubens liegt in der Verbindung der horizontalen und vertikalen Dimen-
sion.

Mit Muslimen arbeitete ich in den 90er Jahren als Programmbeauftragter
des Hilfswerks der evangelischen Kirche für das ehemalige Jugoslawien
in Friedens- und Nothilfeprojekten zusammen. Auch bei ihnen war die
Verbindung zu Gott und der Einsatz für Notleidende wichtig. An funda-
mentalsten Differenzen reibe ich mich viel eher hier in der Schweiz. Ein Bei-
spiel, das für die Stimmung in unserem Lande steht: Ich wollte einem Asyl-
suchenden aus dem Südsudan mein Gästezimmer zur Verfügung stellen.
Die Gemeinde erlaubte es. Der Vermieter aber lehnte strikte ab (obwohl
nach Obligationenrecht gar nicht dazu befugt), drohte gar mit der Polizei.
Meine Mitmieter im Haus teilten mir schriftlich mit, sie seien entsetzt über
mein Vorhaben (zwei hatten nicht unterschrieben). Ein Gespräch wurde
verweigert.

Im Oktober 1989 führte ich eine Studienreise in die damalige DDR zu Friedensgruppen und Kirchen. Opposition gegen den Staat war damals nur unter dem Dach der Kirchen möglich. Wer diesen Kreisen angehörte, musste auf vieles verzichten, ein Universitätsstudium war nicht möglich. Am 7./8. Oktober nahmen wir in der Dorfkirche von Königswalde am Friedensseminar teil. Hier wurde gebetet, gesungen, gerungen darum, was es heisst, Christus in dieser Welt zu bekennen, und in der Kirche haben wir auch gemeinsam zu Abend gegessen. Dieses Bild von Kirche hat sich mir tief als eine Vision eingeprägt. Am Montagabend waren wir mit tausend Menschen in der Nikolaj-Kirche in Leipzig zum Friedensgebet, Abertausende warteten draussen, bis der Umgang um die Stadt begonnen werden konnte, mit Sprechchören: „Wir sind das Volk!“ „Für Gerechtigkeit und Frieden!“ Panzer standen in den Nebenstrassen, Scharfschützen lauerten auf den Dächern. Der Aufruf „Keine Gewalt!“ besonnener Persönlichkeiten wurde befolgt. Einige Wochen später fiel die Mauer – wie zu biblischen Zeiten in Jericho.

Und wo warst Du?

.....
Frau, 58-jährig, orthodox

Nach meinen beiden Schwestern und meinem Bruder kam ich als Jüngste unserer Familie in Kroatien zur Welt. Noch vor meiner Geburt trennten sich meine Eltern. Meine

Grossmutter half bei der Geburt, durchtrennte die Nabelschnur, wickelte mich in Tücher und nahm mich zu sich nach Hause. Bis zum 12. Lebensjahr lebte ich bei meiner Grossmutter. Von ihr habe ich das Wichtigste gelernt: Wenn einer mit dir streiten will, suche einen anderen Weg.. Bis zum 12. Lebensjahr lebte ich alleine bei meiner Grossmutter. Von ihr habe ich das Wichtigste gelehrt: Wenn einer mit dir streiten will, suche einen anderen Weg.

Als ich 13 Jahre alt war, nahm mich meine Mutter mit nach München. Ich war sehr traurig, dass mich meine Mutter von meinen beiden Schwestern und meinem Bruder weg nahm. In Deutschland besuchte ich teilweise die Deutschschule und ging teilweise einer Arbeit nach, weil wir zu wenig Geld hatten.

Da meine Mutter sehr streng war, habe ich bald die gemeinsame Wohnung verlassen und bin zu meinem Freund gezogen. Im Alter von 16 Jahren habe ich geheiratet und bekam mit 17 einen Knaben.

13 Jahre hat die Ehe gehalten, doch sie ist mir in schlechter Erinnerung. Nach Schlägen von meinem Ehemann liess ich mich 1985 scheiden. Infolge eines Zusammenbruchs wurde ich in die psychiatrische Klinik Wil eingewiesen, wo ich drei Monate blieb und bis auf 45 kg abnahm.

Jeden Sonntag ging ich in die Kirche. Beim Austritt aus der Klinik gab mir der Pfarrer eine Bibel mit. Was, eine Bibel?, fragte Mutter, und ich antwortete ihr: Die Bibel war da, aber wo warst du?

Ich habe 16 Jahre im Gastgewerbe gearbeitet, und es gab nie Streit wegen der Religion – nur wenn etwas im „Blick“ stand.

Am Sonntag gehe ich nicht mehr in die Kirche. Ich kann die vielen Leute um mich herum nicht ertragen. Und ich schäme mich, denn der Pfarrer könnte ja denken: Was die, die im Restaurant so ungehobelt spricht und mit Leuten zusammensitzt, die trinken und rauchen, die ist jetzt in der Kirche mitten unter uns? Ich gehe in die Kirche, wenn niemand dort ist, meistens mit meiner Freundin, und zünde eine Kerze an. Das gibt mir Kraft, als ob sich ein Engel in mir befreite.

Jetzt arbeite ich mit Menschen aus Thailand, Somalia, Vietnam, Indonesien und Serbien. Wir haben keine Zeit, über Religion zu sprechen, wir müssen arbeiten und Deutsch lernen.

Zwischendurch zieht es mich in die Kirche und ich habe keine Ruhe, bis ich dorthin gegangen bin und eine Kerze angezündet habe. Mensch ist Mensch. Ich bin nicht gläubig, aber ich glaube an Gott. Und daran, dass das Leben immer irgendwie weitergeht.

Wurzeln und Flügel

.....
Claire Renggli, pensionierte Bibliothekarin, seit der Jugend engagiert in der Pfadi- und später Frauenbewegung, katholisch

Die Schule erlebte ich als eine Art Ghetto: Oft wurden wir gehänselt mit „katholisch rossbollich“. Wir wiederum gaben zurück mit „reformiert Hosen verschmiert“. Als Pfadfinderin fand ich einen neuen Weg zu

meinem Glauben. Ich entdeckte, dass wir Laien als Leiterinnen verantwortlich waren und nicht der Präses. Wir feierten die Messe draussen, das öffnete mir neue Räume.

Das Leben einer meiner Tanten hat mich besonders beeindruckt: Alle ihre Freunde waren protestantisch, und sie durfte deshalb nicht heiraten. Aber sie blieb trotzdem lebensfroh und genoss das Leben. Mein Herz ist aus Gummi, sagte sie, da haben viele Menschen darin Platz bei dieser ausgezeichneten Schweizer Gummiqualität. Es war ein Fest, bei ihr zu sein. So müsste Kirche sein.

Ich arbeitete als Bibliothekarin im Schweizer Institut in Rom während der letzten Session des Konzils (1965). Ich erinnere mich an die Aufbruchstimmung von damals, an das befreiende Gefühl, als Christin selber Jesus zu folgen und in der Welt Verantwortung zu übernehmen. Auf der Piazza Navona lernten wir den Leiter des ökumenischen Instituts kennen, der uns durch die Stadt und auf den Gianicolo führte. So taten sich überall neue Wege auf. Aber natürlich sah ich auch die noblen Autos vor dem Hotel Medici stehen, die auf deutsche oder amerikanische Bischöfe warteten, während die afrikanischen Bischöfe in einer kleinen Bar Kaffee tranken und mit dem Bus zu den Sessionen fuhren.

An den internationalen Konferenzen der Pfadfinderinnen konnte ich erfahren, wie unterschiedliche Länder über verschiedene Wege auf dieselben Themen stiessen, zum Beispiel die befreiende Erziehung, die durch die Befreiungstheologie in den südamerikanischen Staaten ebenso zum Thema wurde wie in Europa durch die Psychologie.

Mit der Pfarrei reisten wir durch Israel und lernten das Judentum kennen, das ja dieselben Wurzeln wie das Christentum hat. In Galiläa lasen wir in der Bibel draussen unter offenem Himmel. Wir wanderten vom Toten Meer aus durch ein Tal zu einem Kibbuz hinauf. Weil wir uns verspäteten, fuhr uns der Leiter voller Sorge entgegen, uns sei etwas passiert. Wenn wir politische Themen streiften, tauchten Differenzen auf: Plötzlich war es normal, dass man sein Land mit Waffen verteidigte und anderen Land weg-

nahm. Einerseits konnten wir nicht verstehen, dass israelische Flugzeuge zur Machtdemonstration an der Grenze zum Libanon flogen, andererseits standen wir auf den Golanhöhen und sahen von hier oben, wie verletzlich Israel war.

Der Sonntagmorgen ist für mich eine kleine Oase. Ich höre mir besinnliche Radiosendungen an und nehme mir Zeit, nachzudenken, zu loben und zu danken. Die Menschwerdung Jesu ist für mich ein tiefes Geheimnis. In jeder noch so menschlichen Situation fühle ich mich nicht alleine, er hat das ja auch erlebt. Im Christentum bin ich beheimatet, gleichzeitig bin ich offen für andere Religionen – denn Verunsicherung ist heilsam.

Zweifeln – und doch handeln

.....
65-jähriger Mann, pensionierter
Lehrer, katholisch

In meiner Kindheit wollte ich Missionar werden. Es folgte ein langer Weg über Gymnasium und Priesterseminar, der mich immer mehr von diesem Ziel entfernte. Das Katechese-Praktikum in Allschwil zeigte mir auf,

dass die Verkündung der Frohen Botschaft nicht meine Lebensaufgabe ist. Ständiger Zweifel begleitete mich; mir fehlte das Selbstvertrauen, um vor andere hinzustehen und die Worte Gottes zu verkünden. Weiss ich denn, was Jesus für uns gemacht hat?

Ich arbeitete in einem Kinderheim mit sogenannt schwererziehbaren Kindern, und wurde mir meines Wunsches bewusst, eine soziale Tätigkeit auszuüben, verpasste aber den Anmeldetermin für die Sozialschule.

Der Roman von Gilbert Cesbron „Les Saints vont en enfer“ liess mich seit der Gymnasialzeit nicht mehr los. So lernte ich die Viert-Welt-Bewegung kennen, die sich dafür einsetzt, die Gesellschaft und die Gesetze nach den Ärmsten der Armen auszurichten, das heisst vor allem nach den Menschenrechten. Ich arbeitete für ein Minimaleinkommen zuerst in Pierrelay, einem Vorort von Paris, wo wir den Park des Zentrums aufforsteten, und später in den Bidonvilles in Marseille. Die Menschen dort lebten und leben zwar nicht mehr in Blechhütten, nein, sie hausen in zu Mauern erstarrten, von Zugluft und Lärm durchdrungenen Wohnkolossen, in überbelegten und nur mit kaltem Wasser versehenen Kleinstwohnungen. Selber lebten wir in einer kahlen Parterrewohnung und versuchten, den Kindern das Alphabet beizubringen, mit Jugendlichen einen Club aufzubauen oder Ausflüge zu unternehmen, damit sie eine andere Welt sehen konnten. Wir schrieben auf, was sie sagten, um ihnen ihre eigene Situation und ihre Hoffnungen aufzuzeigen. Aber man müsste jahrelang dort bleiben, um zu verstehen und wirklich etwas zu verändern, um die richtigen Schlüsselpersonen zu finden und nicht jene, die am lautesten ausrufen.

Am 17. Oktober 1987 haben wir miterlebt, wie in Paris auf dem Trocadéro-Platz neben dem Eiffelturm die Gedenktafel für die Ärmsten der Armen in Paris eingeweiht wurde: „Wo immer Menschen dazu verurteilt sind, im Elend zu leben, werden die Menschenrechte verletzt. Sich mit vereinten Kräften für ihre Achtung einzusetzen, ist heilige Pflicht.“

Über das Solidaritätsnetz St. Gallen bin ich dazu gekommen, Asylbewerber in Nothilfe zu begleiten. Was wir tun können für diese Menschen

ist sehr beschränkt. Oft geht es darum, die Aussichtslosigkeit gemeinsam auszuhalten: Sie dürfen nicht arbeiten, sie haben keine Papiere, keine neuen oder zu spät eingereichte Beweismittel – und können doch nicht ausgeschafft werden. Es bleibt die Hoffnung, dass sie die Hoffnung nicht verlieren.

Zwischen zwei Welten

.....
Anonym

Mein Vater ist in einer ärmlichen Gegend in Anatolien aufgewachsen. Da er siebenjährig seinen Vater verlor, musste er früh für die Familie sorgen, indem er Getreide verkaufte oder Schafe hütete. Er kam in den

80er-Jahren in die Schweiz mit dem Traum, wie viele andere Immigranten, genügend Geld für ein Haus zu sparen, seine Existenz zu sichern und wieder in die Heimat zurückzukehren.

In der Schule war ich der einzige Ausländer in der Klasse und bin oft mit der Frage gehänselt worden: Was würdest du tun, wenn du einen Flugzeugabsturz überlebstest, aber es gäbe nichts als Schweinefleisch zu essen? Dabei gibt es so viele Gemeinsamkeiten zwischen dem Islam und dem Christentum: Auch wir glauben an Jesus, Maria oder Moses, auch bei uns gilt die Regel, dass man Hilfsbedürftige unterstützen soll. Manchmal werde ich gefragt, was denn der Sinn des Ramadans sei, es könne doch nicht gesund sein, einen Tag lang kein Wasser zu trinken und nichts zu essen. Uns Moslems geht es darum, die mentale Stärke zu formen, und zu erfahren, was es heisst zu dursten und zu hungern.

Von den Gastarbeitern wird erwartet, dass sie sich integrieren. Dabei wird oft vergessen, dass sie die körperlich anstrengendsten Arbeiten ausführen und das oft unter Bedingungen, die nicht gerade zur Kommunikation untereinander einladen. Für mich als Secondo ist es oft schwierig zu unterscheiden, was Diskriminierung zuzuschreiben ist und was nicht. Leider macht man sich ein Bild über einen Menschen nur aufgrund seiner Herkunft, aber jeder Mensch ist doch ein Individuum. Auf der Suche nach einer Lehrstelle zum Beispiel habe ich nur Absagen bekommen. Bei einer Firma, deren Stelle länger offen blieb, rief ich nochmals an und meldete mich mit einem Schweizer Namen anstatt mit meinem türkischen: Prompt hiess es, ich solle mich bewerben.

Kraft gibt mir meine Familie, vor allem mein Sohn, wenn er mir nach der Arbeit mit offenen Armen entgegenspringt. Kinder sind wie Engel. Kraft schöpfe ich auch aus dem Wasser und den Bergen. Wenn ich zum Beispiel nachts am Meer stehe, über mir den Sternenhimmel sehe und die Wellen rauschen höre, dann fühle ich die Welt so gross, dass alle Menschen in Frieden miteinander leben könnten.

Mit Gallus im Dialog

.....
Psychotherapeut, 1944, Katholisch

In meinem dritten Lebensabschnitt bin ich nochmals auf der Suche nach einer Vision. Die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Entwicklung einer spirituellen Praxis stellt sich neu. Ich möchte sie kreativ gestalten.

Gallus – vor 1400 Jahren ebenfalls auf der Suche nach seiner Vision – hat mich angesprochen. Erst durch seine Weigerung weiterzuziehen, konnte er sie leben: auf Menschen zugehen, heilen, Gott Menschen näher bringen und in Verbindung mit Gott bleiben. Dies beeindruckt mich. In einem Dialog mit dem Eremiten entstand ein Lyrikbändchen. Doch unsere anderen Lebensweisen trennen uns auch: Seine strenge Askese ist uns fremd. Aus diesem Dialog mit ihm entstand ein hoher Respekt Menschen gegenüber, die Gott suchen.

... Der Kraftort des Gurkenbauer

Unterwegs in Anatolien begegne ich auf einem Gurkenfeld einem einfach gekleideten Bauern. Direkt werde ich von ihm auf Zigaretten angesprochen, worauf sich schnell ein Gespräch entwickelt. Auf meine Frage, welcher Ort für ihn speziell sei, weist er mich auf den Berg hin, zu dem ich wegen seiner besonderen Form unterwegs bin. Er antwortet: „Auf dem Weg gibt es eine alte Moschee und einen tausend Jahre alten Baum. Da gehe ich hin, um innere Ruhe zu finden und mache meine Gebete zu Allah.“ Wir tauschen Gurken gegen Orangen und erleben uns verbunden in einer spirituellen Haltung. Beeindruckt und voller Erwartung steige ich dem Berggipfel entgegen.

Weinen und Lächeln

.....
Spielgruppenleiterin und medizinische Sekretärin, Mutter, katholisch, 1972

Ich wurde sehr liberal-katholisch erzogen, was ich auch unseren Kindern weitergeben möchte. Besonders haben sich mir die Weihnachtskrippen im Gedächtnis eingeprägt, die wir während der Festtage in den Kirchen anschauen gingen. Auch die Taufe meines sechs Jahre jüngeren Bruders ist mir in Erinnerung geblieben: der Taufstein, die vielen Leute, das Gold, die Bilder, das weisse Taufkissen, Kerzen und wie das Wasser über sein Köpfchen gegossen wurde. Er fing daraufhin zu weinen an, und alle lächelten.

... Muezzinruf per SMS

Gerade gestern erlebte ich etwas Besonderes: Während wir Frauen beim Kaffee zusammen sitzen, bekommt eine ein SMS mit dem Muezzinruf - als Aufforderung, jetzt zu beten.

Ich erschrecke und frage mich, wie gut die Muslime untereinander vernetzt und wie modern sie organisiert sind? Und weiter frage ich mich, wie dies bei uns Christen ist.

Sind wir ebenfalls so stark verbunden und könnten auch wir ein SMS zugeschickt bekommen? Zum Beispiel an Ostern, vielleicht eine Erklärung zur Bedeutung dieses Festes?!

Du mosch bohre

.....
Lehrerin und Journalistin, reformiert, 1937

Es ist die Zeit der 68er Bewegung. Ich bin eine junge Frau und habe meine erste Stelle als Lehrerin inne. Gemäss Lehrplan unterrichte ich auch das Fach „Sittenlehre und

Biblische Geschichte“. Ich sitze mit meinem jüngeren Bruder in meiner Lehrerwohnung im oberen Stock des Schulhauses. Mein Bruder studiert Theologie in Zürich. Stundenlang spricht er mit mir über Religion und Glauben: „Du mosch bohre, grabe, so tüüf wies no goht, bis of de Grond.“

Mein enges und ausschliessendes Gottesbild verändert sich durch die Dialoge mit meinem Bruder, wird offen und weit.

... An der Gartentüre

Ich öffne die Haustüre, bin auf dem Weg zur Strasse. Da vernehme ich lautes Kindergeschrei, sehe eine Grossmutter, mit Kopftuch und langem Mantel, mit ihren beiden Enkelkindern. Die Kinder zwängeln und kreischen, der Grossmutter ist es sichtlich nicht mehr wohl. Ich düse zurück in die Stube und hole das alte Holzrösslein mit dem Reiter, mit dem ich so oft mit meinen eigenen Kindern und Enkelkindern gespielt habe. Ich knie mich zu den beiden Kindern auf das Trottoir und spiele mit ihnen: „Das Rösslein geht nun zu euch. Meine Kinder brauchen es nicht mehr.“

Seit diesem Erlebnis grüssen wir uns auf der Strasse, winken uns zu, wenn wir uns sehen.

Glauben in Freiheit

.....
Mann, 1937, katholisch, Sekundar-
lehrer

1958, mein erstes Semester als Student an der Sorbonne in Paris. Ich sitze ganz allein in der Universitätskapelle, kein Geräusch dringt in die Stille. Bis zu diesem Moment erlebte ich meinen Glauben als Zwang, war autoritätsgläubig. Jetzt aber spüre ich eine grosse Freiheit: In dieser Stille wächst in mir ein „Ja“ zu der umfassenden Wirklichkeit, die über mein menschliches Ego hinausgeht. Ich bin sicher: Diese Wirklichkeit ist in mir, sie bewirkt Heilung, ich bin verbunden mit allen Menschen.

... über mich selbst hinaus sehen

2009, Rorschach, in der Wohnung eines Imams. Ich gebe einen privaten Deutschkurs für den Imam und drei muslimische Frauen. Wir sprechen über unseren Alltag, darüber, wie wir in bestimmten Situationen mit anderen umgehen. Wo sonst Gespräche über Religion eher trennen, erleben wir, was uns verbindet: Ein Glaube, der uns hilft, über uns selbst hinauszusehen.

Die erste Geburt

.....
Mann, 1958, Muslim, Arbeiter

1976, Mazedonien. Ich bin 18, als meine Frau unser erstes Kind, einen Sohn, zur Welt bringt. Ich frage mich, wie wir es schaffen, unser Kind zu einem guten, anständigen

Menschen zu erziehen. Da wird mir klar, wie wichtig meine Religion für mich ist: Mein Glaube zeigt mir, was gut und was böse ist, wie man sich anständig verhält und kleidet, dass wir ohne Drogen und Alkohol leben sollen. Das will ich meinen Kindern weitergeben.

... Gottes Wille

In einem Mietshaus in Rorschach fällt unsere Nachbarin, eine schwer behinderte alte Frau, nachts aus ihrem Bett. Als meine Frau und ich den Lärm hören, stehen wir rasch auf und eilen zu ihr in die Wohnung – sie hat uns ihren Wohnungsschlüssel gegeben, weil wir ihr schon öfter helfen mussten. Schnell heben wir sie vom Fussboden wieder in ihr Bett. Sie erzählt uns, dass ihr Glaube – sie ist Zeugin Jehovas – ihr verbietet, die verschriebenen Medikamente einzunehmen.

Ich sage ihr: „Allah will, dass wir alles tun, was nötig ist, um gesund zu werden.“ Und schliesslich kann ich sie überzeugen, ihre Medikamente zu nehmen. Dafür ist sie unserer Familie dankbar: So lange sie lebte, beschenkte sie grosszügig unsere Kinder an jedem christlichen Fest.

Pipifax-Probleme

.....
Frau, 1986, römisch-katholisch,
Studentin

Ich sitze gerne alleine in eine Kirche. Ich genieße den Rückzug, die Ruhe, das Allein-Sein, den Aussetzer im schnelllebigen Alltag. Darin schöpfe ich Kraft.

Ich liebe alte Kirchen, die wunderbaren Bilder, die verschnörkelten Decken, Wände ... Wie viel Arbeit da drinsteckt!

In einer Kirche denke ich über wichtige Dinge nach wie Familie und Gesundheit. Dann verschwinden meine Pipifax-Probleme

... Kleiner Vatikan

In Surkovac, Bosnien, wo mein Vater aufgewachsen ist, gibt es eine Kirche. Sie heisst Kleiner Vatikan. Die Kirche wurde während des Bosnienkrieges zerstört. Nur die Eingangsmauer blieb stehen.

Um den Kleinen Vatikan mit Spendengeldern wieder aufzubauen, wird in der Innerschweiz ein spezieller Gottesdienst mit dem beliebten Pfarrer von Surkovac gefeiert. Daran nehme ich mit meiner Familie teil.

Ich betrete die Kirche und beginne zu weinen. Ich fühle Wärme, bin überwältigt. Der Pfarrer spricht von Herzen, neutral, tolerant. Alle Menschen sind willkommen, egal welcher Religion sie angehören. Wenn es so etwas öfters gäbe! Ich würde gerne in die Kirche gehen.

Sex gehört in die Ehe

.....
Weiblich, 1976, Muslima, Küchen-
angestellte, drei Kinder

Die Gebote des Islams sind mir eine Hilfe im Leben: kein Alkohol, kein Schweinefleisch, das fünfmalige tägliche Gebet und kein Sex ausserhalb der Ehe. Findet ausserhehlicher Sex statt, ist das „Scheisse“, denn es bringt

Probleme und Krankheiten mit sich. Männer und Frauen sollen diese Grenze beachten, sonst kann es schlimm werden. Das Kopftuch repräsentiert den Islam, ich trage es in der Schweiz jedoch nicht, da es mir Nachteile im Berufsleben bringt. Am Montag und Donnerstag faste ich von 05:30 bis 17:00 Uhr und am Freitag kann ich während einer Stunde meine Wünsche an Gott richten. Meinen Glauben zu leben, fiel mir in Tunesien leichter als heute in der Schweiz. In die Moschee gehe ich nicht. Ich lebe meinen Glauben für mich allein zu Hause.

... No Problem

Mit Menschen aus anderen Religionen habe ich keine Probleme. Es gibt einen Gott, aber verschiedene Propheten, und alle Menschen müssen das Gleiche tun: Einander Nächstenliebe erweisen und einander helfen. Ich schätze die Hilfe von anderen Menschen, von meinen christlichen Kolleginnen und Freunden. Manchmal diskutieren wir über Religion. Wieso bete ich fünfmal am Tag? Einmal pro Tag zu beten, ist doch genug. Auch die Frage, warum der Sex in die Ehe gehört, bespreche ich mit meinen christlichen Freundinnen und Freunden. Meine Antwort: So steht es im Koran. Auch das Sozialamt ist gut und hat mir, als ich keine Arbeit hatte, sehr geholfen. In eine christliche Kirche gehe ich nie, auch nicht in eine Moschee. Ich bin im Islam erzogen worden, mein Vater hat mir aus dem Koran vorgelesen, und was im Koran steht, hinterfrage ich nicht.

Nur Gott und ich

.....
Frau, 1969, Türkin, Muslima, verheiratet, Hausfrau und Mutter

Ich begeben mich mit meiner Familie auf eine Pilgerreise nach Mekka. Ich erlebe es so, als ob ich bei Gott zu Hause auf Besuch wäre. Nur Gott und ich sind da. Für mich sind mein Mann und meine Familie sehr wichtig.

In diesem Moment scheint es nur Gott und mich zu geben, und ich vergesse ganz, dass nebst meiner Familie noch viele andere Leute da sind.

... Interreligiöse Zugfahrt

Wieder einmal sitze ich alleine im Zugsabteil. Schräg gegenüber diskutieren zwei ältere Frauen angeregt über das Kopftuchtragen von muslimischen Frauen. Offensichtlich denken sie, dass ich kein Deutsch verstehe und tauschen deshalb ihre Meinungen darüber offen und für mich gut hörbar aus.

Ich beginne, mit ihnen über dieses Thema zu reden. Ich erkläre ihnen, weshalb für mich das Kopftuchtragen wichtig ist.

Wir erzählen uns gegenseitig von unseren unterschiedlichen religiösen Bräuchen und von Ähnlichkeiten. Es entsteht ein gutes Gespräch. Zum Abschied umarmen wir uns.

Jede Minute in Gottes Händen

.....
Frau, 1979, ursprünglich reformiert, 2005 zum Islam konvertiert, diplomierte Pflegefachfrau, zurzeit Hausfrau und Mutter

Es sind viele alltägliche Erlebnisse, grosse und kleine, die mich religiös geprägt haben. Wenn man sich Gott öffnet, spürt man jeden Tag, wie gegenwärtig er ist, wie er einen durchs Leben begleitet. Das kann in ganz kleinen Ereignissen geschehen: Zum

Beispiel komme ich zehn Minuten zu spät zu einer Abmachung mit der Nachbarin, weil meine Kinder mich aufgehalten haben. Und dann kommt die Nachbarin ausgerechnet auch zehn Minuten zu spät. Für mich ein Zeichen, dass Gott unsere Zeit weise vorausgeplant hat.

... ergreifende Momente

Ein Moment mit ganz besonderer Ausstrahlung ist für mich das tägliche Gebet. Dort ist die Verbindung zu Gott besonders stark spürbar. Im Gebet erzähle ich ihm alles, was ich im Lauf des Tagesabschnitts gemacht habe, ich bitte ihn um Verzeihung für das, was ich Schlechtes getan habe, und ich bete darum, dass es im nächsten Tagesabschnitt besser werde.

Was mich beim Gebet immer besonders ergreift, ist jener Moment, in welchem ich, gemäss muslimischem Gebetsritual, die Hände öffne und sie ausgestreckt, mit der Handfläche nach oben, vor mich halte. Diese Geste gehört zum persönlichen Bittgebet. Mir ist dann, als ob ich Gott nicht nur geistig spüren darf, sondern auch körperlich, und meine Handflächen werden warm und fangen an zu kribbeln.



Eine weite Reise

.....
Bernhard Brack, 1957, Sozialar-
beiter und Geschichtensammler

Wie weit ist der Weg von der einen Interviewpartnerin zu der anderen, wenn du unterwegs Wasser fließen siehst und du dich an das vorherige Gespräch erinnerst, in dem die Erzählerin sagte: „Das Wasser fließt,

und doch ist es immer da, die einzelnen Schilfstängel, die aus dem Wasser ragen, sich beugen und spiegeln, die Bäume, deren Formen ohne Blätter deutlicher sichtbar sind, die spärlichen Farben, jetzt im Winter, und dazwischen das leuchtende Grün des Mooses.“ Wie viele Wege, Pfade und Brücken verbinden die eine Welt mit der anderen, ohne dass sie je fassbar, erklärbar würde, weil nur ein Durchstreifen, Erahnen – ein gemeinsames Erfahren möglich ist?

Wie weit ist es von einem Polizeiposten zu einer Moschee, in der früher eine Pizzeria war, wie weit der Weg von der Biografie eines Mannes, der in einem Land mit dunkler Erde aufgewachsen ist, zu jener, der mit roter Erde aufgewachsen ist?

Und wie gross ist der Zeitraum, den die verschiedenen Religionen mitgeprägt und verändert haben – und heute noch lebendig sind?

So bin ich staunend durch die Ostschweiz gereist, von einer Erzählerin zur anderen, von einem Ort zum anderen, Bilder, Stimmungen und Geschichten im Kopf, Notizen in der Mappe. Diese dann – manchmal dauerten die Gespräche mehr als zwei Stunden – in eine Form zu bringen, die nicht mehr als eine A4-Seite in Anspruch nimmt, stellte eine Herausforderung dar, die ich mit einem Ritual zu meistern versuchte: eine Kerze anzünden, das Maori-Gebet beten: Wenn es gut ist für mich und für alle anderen Menschen, so lass es geschehen, Notizen durchlesen, mir überlegen: Was ist das Herzstück der Geschichte? Wie war der Erzählrhythmus? Welche Worte dürfen nicht fehlen? Und erst dann mit Aufschreiben beginnen. Manchmal entdeckte ich Neues, Bilder entfalteten eine stimmige Symbolsprache oder Einzelheiten fügten sich zusammen – manchmal aber ging es sehr harzig, ich verstrickte mich, stolperte, fand kaum einen Weg, dem Gehörten gerecht zu werden.

Dann das Warten. Wie wird der Empfänger seine Geschichte aufnehmen? Wird er sich darin wiedererkennen oder im Gegenteil: Wird er denken, was für einem Dilettanten habe ich meine Geschichte anvertraut? An manchen Stellen feilten wir am Text, entschieden uns, diese oder jene Er-

fahrung wegzulassen oder neu aufzunehmen, wobei immer klar war, dass wir keine literarische, sondern eine dem Erzählton nahe Fassung wollten.

So sind 38 Geschichten zusammengekommen. Ergänzt werden sie von kürzeren Texten, welche Teilnehmende der Weiterbildung CAS Diakoniesanimation der FHS St.Gallen unter der Leitung von Mark Riklin gesammelt haben. Ich möchte mich bei ihnen und den Gesprächspartnerinnen und -partnern ganz herzlich bedanken.

Eine der schönsten literarischen Geschichten, die ich zu diesem Thema kenne, ist die Ringparabel von Gotthold Ephraim Lessing. Ein Vater weiss nicht, wem von seinen drei Söhnen er seinen Ring, der zur vorurteilsfreien Liebe befähigt, vermachen soll – weil er alle gleichermassen liebt. So entscheidet er sich, den Ring so gut nachmachen zu lassen, dass die beiden neuen Exemplare vom ursprünglichen nicht zu unterscheiden sind. Von den Söhnen aber glaubt sich jeder im Besitz des einen wahrhaftigen Ringes, und sie bezichtigen die anderen des Betrugs. Deshalb treten sie vor einen Richter, der ihnen folgendes sagt:

„Möglich, dass der Vater nun die Tyrannei des einen Rings nicht länger in seinem Hause dulden wollte! - Und gewiss, dass er euch alle drei geliebt, und gleich geliebt. Wohlan! Es eifre jeder seiner unbestechlichen, von Vorurteilen freien Liebe nach! Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Ringes an Tag zu legen!“

1. Wir stellen fest:

Heute leben im Kanton St. Gallen Mitglieder verschiedener Religionen und Konfessionen: Christentum, Judentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus und andere. Eine beachtliche Zahl von Menschen fühlt sich keiner Religion verpflichtet. Viele Angehörige nichtchristlicher Religionen sind Ausländerinnen und Ausländer.

Das Zusammenleben in dieser Vielfalt ist nicht immer leicht. Viele empfinden es als Bedrohung. Das nehmen wir ernst. Das Vertraute will geschützt und das Fremde anerkannt werden. Beides ist berechtigt. In allen Religionsgemeinschaften gibt es Ängste und Vorurteile, deren Wurzeln oft in eine belastete Geschichte zurückreichen.

2. Wir verpflichten uns:

a) Wir verzichten darauf, über Menschen andern Glaubens Pauschalurteile zu fällen. Sie sollen ihrem Glauben treu sein und sich verändern dürfen. Wir sind offen dafür, dass Religionsgemeinschaften im Gespräch und im Zusammenleben miteinander Wahrheit entdecken, teilen, weitergeben und empfangen.

b) Wir glauben, dass Gott alle achtet, die ihn ernsthaft anrufen, auch wenn Menschen ihn unterschiedlich nennen und ehren. Darum bejahen wir das Gebet verschiedener Religionen in gemeinsamen Feiern und achten darauf, dass Unterschiede nicht verwischt, sondern verständlich gemacht werden.

c) Wir treten ein für die Menschenrechte aller. Die Berufung auf Gott und auf Religion verpflichtet uns in besonderer Weise, die Menschenrechte einzuhalten und zu schützen. Unsere spezielle Aufmerksamkeit gilt der Gleichberechtigung der Frauen.



Eine Geschichtensammlung entstanden im Rahmen der
interreligiösen Dialog- und Aktionswoche IDA 2013,
in Zusammenarbeit mit dem Kompetenzzentrum Integrati-
on und Gleichstellung des Kantons St.Gallen, der Integrati-
onsstelle der Stadt St.Gallen, den Landeskirchen und dem
Runden Tisch der Religionen